Princeton University Library
32101 066393263

Das Badische Buch

Erzählungen heimischer Dichter

Digitized by Google

3429
.499
.2
v.1

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Das badische Buch

Erster Band

Erzählungen heimischer Dichter

Herausgegeben von

Walter Jerven

Rheinborn-Bücher, Band 6

Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz a. B.

Alle Rechte vorbehalten
Einbandentwurf von Paul Martin
Copyright 1916 by Reuß & Itta, Konstanz (Baden)

Vorwort für Leser und Dichter

Dieses Buch hat einen Titel, der, nach dem vorliegenden Bande zu schließen, nicht gerade bescheiden klingt und allerhand Mißverständnissen ausgeliefert sein könnte. Deswegen sei gleich im voraus folgendes gesagt: Nicht der Umstand, daß hier einige Dichter aus Baden vereinigt sind, sondern die Absicht, die diesem Bande zugrundeliegt, war für die Wahl des Titels ausschlaggebend. Dieser Band bildet die erste Fassung einer Buchfolge, die sich mit einem vollständigen Ausschnitt aus der badischen Literatur bis auf die feststehenden Anfänge zurück erstrecken soll. Hier ist eine Prosa-Auswahl Lebender; in Kürze wird eine Auswahl Verstorbener des neunzehnten Jahrhunderts folgen, ein dritter Band greift bis auf die Anfänge zurück, ein vierter wird eine Auswahl der Lyrik bieten und ein letzter Band soll Prosa derjenigen Lebenden enthalten, die im vorliegenden Bande fehlen. Aus technischen Gründen mußte ich jetzt schon einige bereits gesetzte Prosastücke zurückstellen.

Die Einteilung des Gesamtstoffes in die einzelnen Bände, die sämtlich in den Rheinborn-Büchern zum Preise von je Mark 1.50 erscheinen werden, scheint mir nicht nur der äußerlichen Uebersichtlichkeit wegen sondern mehr noch aus Gründen der Absicht geboten, um der geistigen Hälfte des Volkslebens, die schon im Frieden die kleinere ist, förderlich zu sein. Und in dieser Hinsicht haben uns ja die mit diesen Volksbedürfnissen kokettierenden und spekulierenden Berliner Buchfabriken zur Genüge bewiesen, daß auf die Zugänglichkeit der Form schlechthin alles ankommt.

Das Badische Buch will seine Leser nicht zu Leibeigene jener „Heimat-Dichtung" erziehen, die vor einigen Jahren von einer gewissen Literaturclique wie einige Zeit vorher die sogenannte „Kleinleutedichtung" mit viel Geschrei als das zur Gesundung des Geschmacks einzig Mögliche ausgegeben wurde

553863
RECAP
v.1

und wie jede auf Programme eingeschworene Kunst sich nicht als lebensfähig erwies, trotz der schönen Schlagworte von Land- und Schollenduft. Es beabsichtigt nicht mehr und nicht weniger, als eben der Buchtitel besagt. Es will den Leser mit der innerhalb der politischen Grenzen seiner Provinz blühenden Dichtung vertraut machen, jenen Skeptikern zum Trotz, die in jeder Erscheinung, die irgendwie den Charakter des Einzelstaatenwesens trägt, auch schon eine der Gesamtheit schädliche Zersplitterung befürchten und ganz außer acht lassen, daß gerade dieses Staatensystem politisch und kulturell größere Freiheit und Entwicklungsmöglichkeit für den einzelnen wahrte und den künstlerischen Ehrgeiz weckte, der uns immer mehr selbständige Kulturzentren gab, denen wir es verdanken, daß Berlin nicht Deutschland ist. Es bleibt — nach dem Krieg besonders — eine der edelsten und würdigsten nationalen Aufgaben im deutschen Volksleben, den Kulturwettbewerb zwischen Deutschlands Großstädten zu erhalten und zu steigern.

Das Verlangen nach der vorliegenden Sammlung ist vorhanden. Als Leiter des Konstanzer Verlages, dem es gelungen ist, in zwei Jahren trotz der härtesten Widerstände im eigenen Lande, über die hier noch gesprochen wird, eine stattliche Zahl der nahmhaftesten Autoren zur Mitarbeiterschaft zu verbinden mache ich täglich die Beobachtung, wie sehr gerade der ernsthafte Leser, der Sinn für alle ästhetischen Werte hat die eben ein Buch vermittelt, der in der Kunst Kulturerlebnisse sucht, das Bedürfnis nach einem Handweiser fühlt, mit dem er zunächst einmal die Dichtung seines eigenen Landes kennen lernt. Und Stoffproben — wenn man so sagen darf — sind in diesem Falle wertvoller als Hinweise. Daß in der vorliegenden Sammlung stofflich das Alemannische den größten Platz einnimmt, war nicht Absicht, ist aber ebensowenig ein Schaden, da die alemannische Eigenart die wertvollste und die stammkräftigste in Baden ist. Eine Anthologie, in der nur landsmännische Eigenart zum Ausdruck gelangt, habe ich für später außerhalb dieses Rahmens geplant. Ja, ich sehe dies Buch geradezu als eine Vorbereitung für ein derartiges, die alten Stammeszusammenhänge offenbarendes Sammelwerk, das uns viel tiefere und eigenere Werte vermitteln kann und einzig den künstlerischen Zusammenhang charakterisiert, an; weil

der Begriff vom Alemanniſchen draußen im Reich und ſelbſt in den engeren Grenzen oft ſehr unklar iſt und der Erläuterung bedarf.

Der erdrückende Reklameapparat, mit dem Bücher heutzutage wie Waren und Marktartikel angeprieſen werden und die auffallend große Verantwortungsloſigkeit der vermittelnden Kulturträger (in dieſem Falle ein großer Teil der Preſſe und des Buchhandels) haben nicht nur die ganze, leichtlenkbare Leſemaſſe und den ſogenannten Gebildeten, ſie haben auch den Leſer, auf den es ankommt, in ſtarker Potenz ſchon verdorben, ihn in ihr Lager gezogen oder ihn mindeſtens verwirrt, und ſie wirken immer mehr ſuggeſtiv auf die Verflachung und Anſpruchsloſigkeit in künſtleriſchen Dingen. Wie tief und unſelbſtändig muß ein Verleger (der nicht zu den ſchlechten gehört) die Leſewelt von heute einſchätzen, wenn er in den beſten deutſchen Zeitſchriften und Tagesblättern zur Unterſtützung ſeiner Reklame über den dritten Band eines vielgeleſenen Romans „aus dem neuen Deutſchland" Urteile mit dieſen Einleitungen abdruckt: „ein verwundeter (jawohl verwundeter!) Hauptmann ſchreibt über das Buch"; „ein Chefredakteur ſchreibt" uſw. Dann folgen ein paar ſüßwäſſerige Worte. Der verwundete Hauptmann und der Chefredakteur in Ehren! Aber es bedeutet mehr als nur einen Apell an die Dummheit der Leſer, ſolche Plumpheiten als autoritative für den Kauf des Buches ausſchlaggebende Zeugniſſe anzuſehen! Hat jedoch der Verleger ſich nicht verrechnet, fällt das deutſche Publikum, das ſich ſonſt nicht gern bevormunden läßt und gerade in künſtleriſchen Dingen immer ſein eigenes, vorgefaßtes (immer perſönliches und nie begründetes) Urteil hat, fällt es wirklich ſchon auf ſolche Mätzchen herein; umſo ſchlimmer! Dann iſt es höchſte Zeit, öffentlich Front gegen dieſen Unfug zu machen.

Die ſo oft beſpöttelten Tage der Marlitt, der Birchpfeifferin, des Herrn Larronge und Kollegen haben wir noch lange nicht überholt. Solche Herrſchaften regieren heute wie damals, nur oft mit weniger Können, aber mit umſo größerer Anmaßung und Mundfertigkeit. Auch in der bildenden Kunſt zum Beiſpiel iſt der öffentliche Geſchmack nur geſunken. Damals, in jenen bemängelten Tagen, waren Hans Makart, Defregger

und Wilh. Kaulbach die Götzen der öffentlichen Beliebtheit; heute sind es Paul Hey, Wennerberg und Ernst Heilemann.

Den Anspruch des Lesers aber zu erheben und hochzuhalten ist nicht nur im Interesse einer gesunden Kunst sondern mehr noch im Lebensinteresse der Künstler geboten. Man komme nicht mit den abgebrauchten Einwänden von der durch sein Schaffen bedingten Isoliertheit des Künstlers oder mit den alten Behauptungen, daß das Gute schon seinen Weg mache. Gewiß macht es ihn; aber heute länger und mühsamer denn je. Wir haben es erst wieder bei der Organisation des Feldbuchhandels erlebt, daß die Vertrustung der mit Kulturgütern handelnden Großfabrikanten den anständigen Kleinhändler — um kaufmännisch zu sprechen, wie es diese Angelegenheit verlangt — einfach außer Atem setzt. Ullstein und Hillger, der Verleger von „Kürschners Bücherschatz", sind die ausschließlichen Machthaber jenes großen Feldes, in dem Tausende und Abertausende für gute, geistige Früchte — jetzt und nie wieder in diesem Maße — aufnahmefähig und empfänglich stehen. Nicht daß diese Massenmachthaber überhaupt da sind und sich auffällig breitmachen ist das Bedenkliche, sondern daß es ihnen jedesmal gelingt, unter Zuhilfenahme aller ihnen zu Gebote stehenden Mittel und eines unheimlichen, ihre ganze Betriebsart kennzeichnenden Tempos die Genehmigung der zuständigen Behörde an sich zu reißen und wie in diesem Falle, die Versorgung des größten Teiles der Feldbuchstellen in ihre Hände zu spielen, unter Kaltstellung aller anderen buchhändlerischen Organisationen und Ausschließung jeder anderen Literatur, die nicht ihre Marke trägt.

Darum und damit das geistige Klima wieder ein einigermaßen erträgliches werde, ist ein Zusammenstehen der Künstler heute unbedingt erforderlich. Das fehlte aber in Baden seither mehr als in jeder andern deutschen Provinz, und deswegen war es auch bis dato keinem heimischen Verlage möglich, nur innerhalb der badischen Grenzen entstandene Schöpfungen zu pflegen und durchzuhalten, ganz im Gegensatz zu Württemberg und Bayern, wo ähnliche Verlagsbestrebungen glänzende Ergebnisse zeitigten. So grotesk es klingt, an der Indolenz der heimischen Künstler scheiterte in Baden bis jetzt jeder derartige Versuch. Vielleicht liegt es an der geographischen

Zerrissenheit des Landes, an seiner zu kurzen politischen Selbständigkeit oder an der mit zu starken Gegensätzen aufeinanderstoßenden Rasseverschiedenheit der Bevölkerung. Jedenfalls bestätigen meine Erfahrungen jene Behauptung reichlich. Dichter von Rang aus allen, den entlegensten Reichsgegenden finden es nicht für unter ihrer Würde, ihre Mitarbeit von sich aus freudig einem Unternehmen anzubieten, das ihnen Aufmerksamkeit und Achtung abverlangt. In Baden aber blieb und bleibt es still, und man weiß, glaub ich, heute trotz des mittlerweile auch äußerlichen Erfolges der „Zeitbücher" noch immer nicht viel von der Existenz des Konstanzer Verlages, der mit Opferwillen einst an die Pflege alemannischer Literatur ging; nicht zwecklos, aber infolge aller jener gestreiften Widerstände ohne praktischen Sinn.

Mit der durch Zusammenschluß erwirkten Bildung einer Machtgruppe wird es einzig möglich sein, das ernsthafte Publikum den Einflüssen jener Marktmassen auf die Dauer zu entziehen und sich selbst gegen die ständig wachsende Verbreiterung jener Machtsphären durchzusetzen. Der Künstler braucht den Schaffensreflex, der den geistigen Willen und das spornende Gewissen steigert. Und sobald er für seine Veröffentlichung einen geschulten aufmerksamen Kreis weiß, der sein Schaffen verfolgt und aufnimmt, wird auch der künstlerische Ehrgeiz schon der Rivalität wegen erhalten. Dieser Kreis von Lesern wird überall entstehen, wo ein kräftiger Wille am Werk ist. Nicht der Wille eines einzelnen, der sich heute fast immer als zu schwach erweist, wohl aber der eines geschlossenen Kreises, die Macht irgend einer Organisation. Um Gottes Willen keine Gruppenbildung mit Richtungen, an der immer nur Literaten, niemals Dichter teilnehmen werden und kein verkleidetes Bohêmbenehmen mit den schönen Redensarten vom gegenseitigen Sichtragen. Und ebensowenig einen rein aufs Geistige gebauten Zusammenschluß. Eine aus materiellen, aus Lebensgründen und mit Hinsicht darauf eingerichtete streng auf das Bürgerlich-Soziale gerichtete Vergemeinschaftung könnte zum Ziel führen. Dann würde man sich auch leichter über die Grenzen hinaus Aufmerksamkeit verschaffen und das nötige Interesse bei der Presse — sagen wir ruhig — *erzwingen* können, und den einflußreichen Kritikern, das

Handwerk legen können, die über Markterscheinungen jener Buchfabrikanten sich seit Jahren unterschiedslos in superlativistischen Lobeshymnen ergehen.

Zum mindesten wird eine gesteigerte Anteilnahme der Schaffenden an den geistigen und kulturellen Dingen ihres Landes ein gesteigertes Interesse auch bei den Aufnehmenden finden, was immerhin einen Hebel gegen die Herrschaft der Talmikunst und des Dilettantismus bedeutet. Und der Schaffende wird sich seiner ethischen Bestimmung wieder mehr bewußt werden.

Der Künstler von heute ist größtenteils kaufmännisch (was noch lange nicht praktisch heißt) orientiert. Er spricht von „vakanten" Redakteur- und Theaterdirektorenstellen wie von kaufmännischen Posten, er sieht in dem Kulturvermittler, in dem Leiter eines Kulturinstituts den „Manager", der ebensogut — die Gaben hat er ja — Ring- oder Borkämpfe arrangieren könnte. Der Sinn für Verantwortungsgefühl und innere Leidenschaften scheint ausgestorben zu sein. Täglich beweisen das unzählige Beispiele.

Der praktische Zweck des Badischen Buches ist es nun, zur Beseitigung der hier gestreiften Mißstände helfend und fördernd beizutragen, das festere Band um Dichter und Leser zu schlingen und zu knüpfen. Auf welche Weise die beste Lösung der hiergemachten Vorschläge zu finden ist, läßt sich nicht so leicht und schnell sagen. Möglich, daß eine Zeitschrift, in der alle Kulturströmungen des badischen Landes sich auswirken, der geeignetste Weg hierzu ist. Ich glaube die einzig durchführbare und praktisch versprechendste Form in einer Möglichkeit gefunden zu haben, über die zu sprechen ich mir für später vorbehalte. Zunächst soll einmal der vorliegende Band seinen Weg antreten.

Konstanz, im Herbst 1916.

Walter Jerven.

Karl Berner

Zwei Käuze

Der eine ist ein prachtvoller schottischer Schäferhund, der andre sein Herr, der Dekan Engelbert Schanzlin in Mundach. Von beiden wird noch zu reden sein. Vorerst lasse sich der freundliche Leser von einer milden Oktobersonne bescheinen. Es ist etwas eigenes um diese Sonne, wenn sie an einem Herbstabend hinter den Bergen versinkt. Sie macht unser Sinnen und Denken weich. So oft haben wir sie gesehen, wenn blühende Anemonen sich im Lenzwinde wiegten, wenn unter ihrem heißen Kuß der wilde Mohn erglühte — und haben immer dem Leben zugejauchzt, und die Sonne, die strahlende Sonne, sie war uns das blühende, glühende Leben selber. Aber jetzt... sie leuchtet so still und warm, sie sieht uns an wie ein altes, treues Gesicht. Sie hat schon so vieles erlebt — sie sah Adam unter den Bäumen wandeln, deren Rauschen wir nicht mehr vernehmen, sie hat gesehen, wie Geschlechter um Geschlechter sich schlafen legten, sie hat Zeppelin durch die Luft fliegen sehen und sich nicht sonderlich darüber aufgeregt. Sie legt ihre letzten Strahlen auf stille Gräber, an denen wir in stummen Schmerzen standen — und lächelt jetzt aus dem Spiegel, auf dem Ricordo und Venezia steht, und den in kunstvoller Mosaik ein Kränzlein von Rosen und Vergißmeinnicht umrahmt, den Professor Fritz Merten an. Dessen Augen aber fangen auch an zu leuchten, und dieses Leuchten hat seinen hellen Widerschein auf Frau Idas Wangen, als der Professor die Frage tut: „Wollen wir?" Sie nickt und lächelt.

Am andern Morgen aber erhielt der Dekan Engelbert Schanzlin eine Postkarte, auf der nichts stand als die zwei Worte: Wir kommen. Und während der Pfarrherr von Mun-

dach die kurze Botschaft las, lächelte er vor sich hin wie einer, der auf eine stille Freude wartet.

„Kauz, sie kommen ..." Der Hund, der neben dem Schreibtisch liegt, peitscht mit seiner mächtigen Rute den Boden und sieht seinen Herrn fragend an.

„Ja, ja, Kauz, sie kommen ..." Wau! Wau!

Der Mensch, der oft mehr als eine Sprache spricht, hat im allgemeinen eine geringe Meinung von dem Sprachschatz des Hundes. Aber ist es nicht beschämend für des Menschen Herrlichkeit und überragende Größe, daß er oft seinen Hund nicht versteht, während das Umgekehrte fast immer der Fall ist? Es wäre hier allerlei Erbauliches zu sagen über das Verhältnis des Menschen zu seinen bellenden, miauenden, wiehernden, muhenden, surrenden, summenden, zischenden und singenden Mitgeschöpfen; aber statt der Predigt nehme der freundliche Leser mit dem Amen vorlieb, und dieses Amen heißt auf deutsch: Nur wer seinen Hund versteht, ist ein ganzer Mensch!

Der Pfarrer von Mundach aber hatte seinen Kauz verstanden. Dieses Wau! Wau! hieß offenbar nichts anderes als: „Nein, das ist aber zu schön; ich freue mich ganz unmenschlich, oder vielmehr ganz hundemäßig ...", woraus zu ersehen ist, daß der Hund auch seinen Herrn verstanden hatte — besser als der geduldige Leser den Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte. Das ist nicht deine Schuld, lieber Leser, beileibe nicht — obwohl es Leute gibt in der Zunft der Schreiber, die sich über das Publikum erbosen, wenn sie ungereimtes Zeug geschrieben haben, das niemand verstehen kann. Hier ist der Erzähler allzufrüh auf den Hund gekommen und hat darüber die Menschen vergessen. Darin gleicht er dem Professor Fritz Merten. Der liebt auch die Tiere und die Kinder mehr als die Menschen. Er ist überhaupt ein absonderlicher Herr, der Herr Professor. Er kann sich ohne Herzklopfen auf den Marterstuhl des Zahnarztes setzen, Kokain und Chloroform lächelnd ablehnen und sich zwischen Frage und Antwort drei Zähne ziehen lassen. Aber er ist ein Hasenfuß, wenn seine Frau Damenbesuch hat. In den „Affenkasten", wie er die gute Stube nennt, wagt er sich nicht hinein.

Liebe, junge, anmutige und geistreiche Leserin — sei ihm darob nicht böse! Wenn du drinnen wärst, ginge er gewiß

hinein. Er ist nie ein Weiberhasser gewesen und ist es auch in der Ehe nicht geworden, wie das wohl manchmal vorzukommen pflegt. Im Gegenteil — er nennt die Frau gern des Herrgotts besten Gedankensplitter, dessen eigentlicher Sinn ihr leider oft verborgen bleibe. An seiner Frau hängt er mit einer wortkargen, zähen Liebe. Er ist ihr im tiefsten Herzen dankbar, daß sie ihn genommen hat.

Es war sonderbar zugegangen damals. Ida Zasius, der vielumworbene, selbstherrliche Sprühteufel, hatte es sich in den Kopf gesetzt, stundenlang mit dem Herrn Professor in kunstvollen Bogen über das Eis zu gleiten. Und eines Abends, als sie nach Hause gingen, wurde es Fritz Merten sonderbar eng, so daß er wiederholt zwei Finger zwischen Hals und Hemdkragen bohrte und plötzlich sagte: „Fräulein Zasius, ich glaube, es ist am besten, wenn wir uns heiraten." Und sie hatte ja gesagt. Eigentlich hatte sie nicht gleich ja sagen wollen, aber dieser Mensch hatte sie überrumpelt, so daß ihr nichts anderes eingefallen war. Und am andern Tag — es war noch dazu ihr Geburtstag — da war er gekommen und hatte ihr im Uebermut des Glückes die Verse ins Stammbuch geschrieben:

Ein stolzes Blut,
Im Herzen gut,
Im Köpfchen sehr mündig,
Ein klein bißchen sündig,
Minnig und sinnig —
Auch eigensinnig —
Fesselnd und hold
Und treu wie Gold!
Auf Apartes versessen
Und lieb doch zum Fressen,
Loderndes Feuer, sinnende Ruh':
Das bist du!

Und sie, die ihn nach dem entscheidenden Ja noch hartnäckig mit „Sie" angeredet hatte, war, als sie die Verse gelesen hatte, dem glücklichen Verfasser um den Hals gefallen und hatte ihre weichen Lippen auf die seinen gepreßt — freilich nur, um im selben Augenblick zurückzufahren.

„Hu! haſt du einen borſtigen Schnurrbart..."

Dieſen Schnurrbart hat der Profeſſor heute noch, und ſonderbar — obwohl ſich da und dort ein weißes Haar darin zeigt, findet Frau Ida beſagten Schnurrbart heute noch ebenſo reizend und borſtig wie damals. Sie iſt ſogar, wie ſo manche ihres Geſchlechtes, zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß ohne dieſen Borſten der Kuß gar keinen Sinn hätte.

Sie küſſen ſich noch, die zwei, obwohl ſie ſchon zehn Jahre verheiratet ſind und ihre Ehe kinderlos geblieben iſt. Kinderlos — wie oft haben ſie ihren ſtillen Spaß gehabt, wenn man ihnen mehr oder weniger geſchickt das übliche Bedauern kundgab. Was wußten dieſe teilnehmenden Seelen davon, mit welch vollendeter Kunſt dieſe beiden Schelme es fertig brachten, Mann und Weib und Braut und Bräutigam zugleich zu ſein — reizvoll und rätſelhaft durch all die Jahre! Sie hatten es nicht nötig, anbetend vor einem Kinde auf den Knien zu liegen und mit Augen der Sehnſucht das in ihm zu ſuchen, was ſo oft den Eltern fehlt.

Die zwei, die an dem milden Oktobertag nach der einſamen Landpfarre wandern, ſind ſelber Kinder, alte und ſehr kluge Kinder freilich, aber Kinder vor allem deswegen, weil ſie ihre eigene köſtliche Welt für ſich haben und mit raſcher Hand nach den feinſten Früchten greifen, die am Baum des Lebens hangen. Eine ſolche Frucht iſt der Dekan Engelbert Schanzlin in Mundach.

Mächtige Nußbäume ſäumen den ſanft anſteigenden Hohlweg, den die beiden durchſchreiten. „Das Kommende wirft ſeine Schatten voraus," meint der Profeſſor und deutet auf die beiden ſchwarzen Geſtalten, die am Boden im gleichen Schritt und Tritt vor ihnen hergehen. Die Sonne legt einen leuchtenden Streifen der Länge nach auf den Weg, und auf dieſem goldenen Pfad wandern die zwei vorwärts nach Mundach und zurück in das Land der Erinnerung.

„Ob er wohl etwas zu beichten hat?" meint Frau Ida, die den leichten Strohhut am Arm trägt und in wohligem Behagen aufatmet.

„Der und beichten! Was ſollte er beichten? Daß alle alten Weiblein in Mundach für ihn ſchwärmen? Daß er in ſeinem Garten Primeln und Hyazinthen pflanzt? Daß er muſizieren

kann wie weiland David, sein königlicher Bruder in Apoll, dessen Psalmen übrigens nicht schöner sind als die Verse unseres Engelbert Schanzlin ... Ach was! Der Mensch spricht ja nie von seinen guten Seiten, und schlechte hat er nicht. Was sollte er also beichten?"

„Das alles meine ich ja gar nicht —"

„Ach so — du suchst die Sulamith im Garten des weisen Salomo? Du hast's ja gehört, wie's ihm mit den jungen Damen seiner Bekanntschaft geht: Entweder ist's ein körperlicher oder ein geistiger Zwerg. So hat er doch gesagt, nicht?"

Frau Ida kann sich an den Ausspruch erinnern.

„Das ist übrigens auch einer seiner Sarkasmen, hinter denen sich seine weiche Natur verschanzt wie der Igel hinter seinen Stacheln. Damit erschreckt er dann die zarten Mägdelein, ohne es zu wollen." Fritz Merten sagt es lächelnd; aber beide sind einig darin, daß es jammerschade wäre, wenn dieser prächtige Germane mit seiner Reckengestalt, seinem roten Bart und seinen blauen Augen nicht die entsprechende Germanin fände.

„Er macht eben große Ansprüche ..."

Frau Ida sagt es mit einem Schelmenlächeln, und der Gatte ist nicht umsonst zehn Jahre mit ihr verheiratet. Er kennt dieses Lächeln.

„Höre Spatz, jetzt fängst du an zu renommieren," erwidert er mit dem professorenhaften Ernst, dessen er sich manchmal bedient, wenn die mutwilligen höhern Töchter allzu lebhaft werden wollen. Daß Fritz Merten aber gut gelaunt ist, merkt die schlaue Leserin aus dem Kosewort, mit dem er seine Frau beschenkt. Spatz — so nennt er sie schon lang, wenn ihm so recht wohl ist. Frau Ida kann sich die Bezeichnung zwar heutigestags noch nicht erklären.

Der Professor aber faßt, um sich der Aufmerksamkeit seiner Weggenossin zu versichern, Frau Ida um die Hüfte und fährt fort: „Meinst du vielleicht, ich habe es nicht bemerkt, wie er als junger Stadtvikar damals auszog, „um Menschen zu fahen," wie's in seinem geliebten Evangelium heißt? Damals freilich war's ihm weniger ums Evangelium als um eine gewisse Ida Zasius zu tun, und wenn er nicht so unbeholfen —"

„Und wenn du nicht so frech gewesen wärst und mich

überrumpelt hätteſt, ſo ginge ich jetzt vielleicht denſelben Weg mit dem Germanen in der entgegengeſetzten Richtung, um einen ſchulmeiſterlich veranlagten, zum Pergament vergilbenden Junggeſellen in der Stadt zu beſuchen."

Der Profeſſor zieht den Arm zurück.

„Bitte ſehr. Ein Menſch, den Ida Zaſius genommen hat, hätte auch eine andre gekriegt."

„Jetzt iſt das Renommieren an dir, Verehrteſter. Zum Heiraten wärſt du viel zu faul geweſen."

„Du haſt recht. Wenn du mir's nicht ein bißchen leicht gemacht hätteſt — au!"

Dem verwunderten Leſer ſei zur Erklärung geſagt, daß dieſes Au! des Profeſſors durch ein intenſives Kneifen hervorgerufen wurde, das der Spatz dem ihm zunächſt baumelnden Arm des Eheherrn hatte zuteil werden laſſen. Dieſes Kneifen wirkt auf den Profeſſor immer ſehr wohltuend; es iſt eine Art abgekürzter Maſſage, die eine überraſchende innere Gelenkigkeit zur Folge hat.

„Faul biſt du, Alter, hörſt du? Du machſt die ſchönſten Verſe, du geigſt wundervoll, du biſt ein Künſtler in deinem Beruf ..."

„Und läſſeſt deine Verſe nicht im Tagblatt drucken, ſpielſt in keinem Wohltätigkeitskonzert und biſt noch nicht Oberſchulrat geworden," ſcherzte der Profeſſor.

„Ach geh!" ... Frau Ida meint das nicht im Ernſt. Sie langt nach des Profeſſors Arm, kneift aber nicht, ſondern hakt unter.

„Siehſt du," meint Fritz Merten, „wir verſtehen uns ſchon beſſer. Und mit meiner Faulheit iſt's gar nicht ſo ſchlimm. Stehe ich nicht im Kürſchner? Habe ich nicht ein Buch geſchrieben ..."

„Ja, das iſt ein feines Buch. Weißt du auch, verzwickteſter aller Profeſſoren, wer dir keine Ruhe ließ, bis es fertig war? Aber was hilft mir das alles? Gott, was habe ich von meinem Mann! Da ſitzt er auf ſeinem Katheder, lieſt mit ſeinen höhern Töchtern „Minna von Barnhelm" und beſchmiert ſich nachher ſtundenlang die Finger mit roter Tinte!"

„Und hört abends zu, wenn der Spatz, der dann zur Nachtigall wird, im blauen Zimmer mit ſeiner ſchönen, tiefen

Stimme am Flügel singt. Und derselbe rosenfingrige Professor geht dann mit Storchenschritten auf und ab, ist ein König in seinem Reich und besieht sich sein glückliches Gesicht in dem Spiegel, der von wunderbaren Sommernächten erzählt. Du weißt ja — Venezia!"

Der alte Zauber wirkt, und Ida Merten, geborene Zasius, lächelt still vor sich hin, seufzt aber schon wieder vernehmlich.

„Warum können wir nicht immer beisammen sein? Wirf dein Amt von dir."

„Lieber Schatz," — Frau Ida spitzt die Ohren und sieht den Weggenossen erwartungsvoll an. Wenn ihr Angetrauter vom Spatz zum Schatz übergeht, hat das immer seinen besondern Grund.

„Lieber Schatz," wiederholt der Professor nach einer Kunstpause, „ich kann mich doch nicht von dir füttern lassen. Wir sind doch nur deswegen so glücklich, weil sich jedes von uns stolz und frei fühlt. Kannst du dir vorstellen, daß ich dich um das nötige Taschengeld anbetteln könnte?"

Der Professor spricht nicht weiter — zwei kleine Fäuste packen seine Ohren, er hört noch ein fauchendes „Abscheulich!", und die Amsel, die droben im Nußbaum sitzt, kann sehen, wie am Boden zwei Schattenköpfe sich zu einem unförmlichen schwarzen Klecks vereinigen, um sich dann wieder voneinander zu lösen.

Der Professor aber schreitet mit hochroten Ohren und strahlenden Augen neben seiner Frau einher. Er hat sie bei der Hand gefaßt wie der Soldat seinen Schatz. Sie haben die Höhe erreicht und bleiben aufatmend stehen. Drunten, zwischen Obstbäumen halb versteckt, liegt Mundach. Der Hahn auf dem Kirchturm funkelt im Sonnenlicht; da und dort geht der Pflug übers Feld.

„Hier ist's immer Sonntag." Wie ein Echo klingt des Professors Antwort: „Darum kommen wir ja immer wieder. Hier finden wir den Sonntag, unsern Sonntag — Sonne und Stille, ein tiefes, ruhiges Atemholen der Seele, nichts Verlogenes und Verbogenes, keine geschminkte Bildung. Hier kann man sich so recht von der Kultur erholen." Der Professor gibt einen komischen Seufzer zum besten und fährt fort: „Und unser Gottesmann läßt uns ruhig gewähren. Er weiß, daß

für uns Weltkinder aus der Stadt die ſtille Heimlichkeit ſeines Pfarrhauſes die beſte Predigt iſt, und verſchont uns mit ſeiner eignen."

Frau Ida nickt, und während ihre Augen träumend durch den lichten Frieden des Herbſttages wandern, ſieht Fritz Merten auf dem vollen, aſchblonden Haar ſeiner Frau einen ganz feinen, ſilbernen Schimmer. Seine Gedanken gehen zurück zu den ſchweren Nächten, da die junge Frau um ſein Leben kämpfte — und ſiegte. Aber jene Leidensnächte woben ihr den feinen Schleier ums Haupt. Der Profeſſor drückt einen Kuß auf die weichen Haare, daß Frau Ida verwundert aufſchaut. Sie weiß, daß ihr Angetrauter ein ſonderbarer Herr iſt, und weiß ihn zu nehmen. Sie lächelt und fragt nicht.

Auf dem Acker nebenan ſchreitet eine Krähe gravitätiſch quer über die friſch gezogenen Furchen, verſchwindet einen Augenblick und taucht von neuem auf. Der Profeſſor aber behauptet, der Vogel habe in ſeiner ſchwarzen Feierlichkeit eine auffallende Aehnlichkeit mit ſeinem Direktor, wenn er an vaterländiſchen Gedenktagen aufs Podium ſteige. Frau Ida muß laut auflachen. Dieſes melodiſche Frauenlachen hat Fritz Merten hören wollen. Für dieſes Lachen wagt er den blutigſten Hohn, den entſetzlichſten Kalauer. Freilich, ungeſtraft hat er ſeinen Direktor nicht heraufbeſchworen: mit ihm ſteigt aller papierne Unſinn herauf, der in der Schule ſein Unweſen treibt, das ganze bezopfte Chineſentum, das Lebensfremde, Unechte, Reklamenhafte, die fratzenhafte Majeſtät des Buchſtabens, der den Geiſt tötet, das tüchtigſte Können und den beſten Willen lähmt...

„Siehſt du den Bauer dort, der den Dung aufs Feld fährt? Weißt du, worin wir uns gleichen? Wir beide laden Miſt ab."

„Warum tuſt du's?"

Der Profeſſor merkt, daß das Geſpräch eine gefährliche Wendung nimmt. Er wird ſeiner Frau wieder ſagen müſſen, daß er ſich nicht von ihr füttern laſſen will, und ſie wird ihn wieder kneifen und beißen. Glücklicherweiſe bietet ſich eine willkommene Ablenkung. Sie haben die erſten Häuſer des Dorfes ſchon hinter ſich, und bei einer Biegung des Weges taucht das alte Pfarrhaus auf mit ſeinem ſtolz geſchwungenen Giebel und ſeiner ſteinernen Freitreppe. Durch das Fenſter

des oberen Eckzimmers sehen die beiden etwas Weißes — das war der Herr Dekan in Hemdärmeln. Gleich darauf sehen sie etwas Langes, Schwarzes: der Herr Dekan ist in seinen Gehrock geschlüpft.

Die beiden sehen sich lächelnd an. Es gehört zur Idylle, daß der Empfang immer in derselben Weise vor sich geht. Engelbert Schanzlin in Weiß, dann in Schwarz. Dann der Kauz.

„Hörst du, wie er bellt?"

Sie öffnen unten die Türe, und nun entwickelt sich alles in der altgewohnten Ordnung. Etwas Vierbeiniges rast, zweimal sich überkugelnd, die Treppe herunter. Es ist Kauz, der am Professor emporspringt und von diesem mit kräftiger Umarmung an die deutsche Mannesbrust gedrückt wird. Das tut ihm wohl, dem Kauz. Er trägt seinen Namen nicht umsonst. Er ist kein gewöhnlicher Hund. Sein Herz kennt nicht nur die Sehnsucht nach der Wurst, sondern auch die Wonne des Wiedersehens. Darum dreht er auch, während Fritz Merten ihn zärtlich an sich preßt, den Kopf nach Frau Ida und bellt wie besessen. „Er jauchzt ja ordentlich," — das ist alles, was der Herr Dekan sagen kann; denn einstweilen hat sein Hund das Wort. Kauz möchte es bei Frau Ida am liebsten ebenso machen wie beim Professor, darf aber nicht; denn sie hat sich fein gemacht, und auch der klügste Hund weiß die Bedeutung eines Frauenkleides nicht recht zu würdigen. Darin ist ihm der Mensch über. Kauz muß sich also damit begnügen, vor Frau Ida einen Wonnetanz aufzuführen. Sekundenlang aber droht ihn sein Gefühl zu überwältigen, und er duckt sich zum Sprung. „Kauz, artig!" ... Ein feiner Finger droht, und Kauz verwandelt die beabsichtigte Umarmung in ein Winseln. Aber in diesem Winseln liegt, mit erstaunlicher Willenskraft zusammengepreßt, alles Entzücken eines Hundeherzens. „Brav, Kauz!" Eine schlanke Hand tätschelt sein braunes Fell, das auf der Brust in tadelloser Weiße glänzt wie das Hemd eines Hochzeiters, wenn es gleich frisch gefallenem Schnee unter der Weste hervorleuchtet. Kauz hat die Liebkosung der weichen Frauenhand wohl gespürt, und sein Winseln verwandelt sich in ein wütendes Freudengeheul. Das Fortissimo der Liebe! Soll man's ihm verdenken? Was macht oft der Mensch für

dumme Sachen, wenn eine liebe Frauenhand ihn ſtreichelt! Wie gerne ließe ſich auch der Herr Dekan ſo ſtreicheln! Natürlich nicht von Ida Merten; denn er hat nicht umſonſt Theologie ſtudiert und kennt das Gebot, das alſo lautet: Laß dich nicht gelüſten deines Nächſten Weibes! Er iſt auch zu vornehm, um ſeinen Hund zu beneiden.

„Kauz iſt muſterhaft ſauber!"

Frau Ida weiß nicht, daß dieſe Worte für den Dekan zu einer Verſuchung werden, der er erliegt. Er, der's gar nicht nötig hat zu renommieren, ſpricht die für einen Pfarrherrn höchſt merkwürdigen Worte: „Ich bade ihn ſelbſt."

O Eitelkeit des Mannes! Du hängſt als Orden im Knopfloch, ziehſt als Bügelfalte von oben nach unten, glotzeſt ſtumpfſinnig in die Welt als Monokel! Und jetzt ſtellſt du dem Pfarrherrn von Mundach ein Bein und läſſeſt ihn die Worte ſagen: „Ich bade ihn ſelbſt." Er ſcheint gar nicht zu wiſſen, welche Blöße er ſich gegeben hat; denn er lächelt behaglich und arglos.

„Sollte man's glauben?"

Aus den Augen des Profeſſors, der dieſe Frage tut, ſpricht ein ehrliches Staunen. „Da hockt dieſer Pfarrherr ohnegleichen zwiſchen Bibel und Kant und badet ſeinen Hund ſtatt eines kleinen, zappelnden Engelbert Schanzlin! Menſch, wenn Sie einen Hund baden können, können Sie auch ein kleines Kind baden, und wenn Sie das bekanntmachen, kriegen Sie einen ganzen Harem zuſammen wie Salomo."

„Alles iſt eitel," erwidert der Pfarrherr und deutet auf die Fliegenſpuren, die auf den Fenſterſcheiben zu ſehen ſind, und Herr und Frau Profeſſor Merten nebſt dem geneigten Leſer wiſſen nun nicht recht, ob dieſer Ausſpruch den Freuden des Harems oder den Reinlichkeitsbeſtrebungen eines unbeweibten Pfarrherrn gilt. Er iſt eben ein ſonderbarer Herr, der Dekan von Mundach, und hat nicht umſonſt die bibliſchen Bücher ſtudiert: etwas Orakelhaftes und das Bedürfnis, bisweilen in mehrdeutigen Gleichniſſen zu reden, iſt ihm geblieben.

Er läßt ſich auf keine Erklärung ein, ſondern verſchwindet im Nebenraum — zur großen Freude der Frau Ida, die ein Geſicht macht wie ein Kätzchen, das ſich anſchickt, mit feinem Zünglein die ſüße Milch zu lecken.

Engelbert Schanzlin kehrt mit einem viereckigen Gegenstand zurück, an dem sich eine Kurbel befindet. „Die Bundeslade," meint der Professor, der das Ding mit Wohlgefallen betrachtet. Der Dekan von Mundach aber läßt sich in die Kniebeuge nieder, drückt den viereckigen Gegenstand mit der linken Hand gegen den Fußboden und dreht mit der rechten die Kurbel. Trüge er nicht einen roten Bart und wäre er nicht der Dekan von Mundach, so könnte man ihn für eine große schwarze Truthenne halten, die sich anschickt, Eier zu legen. Das tut er aber nicht, sondern mahlt Kaffee, einen starken, duftenden Kaffee, den Frau Ida mit feinem Näschen wittert. Und es dauert gar nicht lange, so brennt die Flamme unter dem Gefäß, das aussieht wie eine vernickelte Granate. Aus dieser Granate ergießt sich nun der Zauber, dem die drei immer wieder erliegen. Die Herbstsonne legt ihr mildes Leuchten auf die blau und weiß gemusterte Tischdecke, und Kauz geht von Zeit zu Zeit von einem zum andern und stößt ihn leicht mit der Nase an. Das ist nicht Freßgier, verehrter Leser, sondern das Bedürfnis seiner Hundeseele, teilzunehmen an den unscheinbaren, oft belächelten und doch so wohltuenden Freuden einer Kaffeestunde in einem alten Pfarrhaus, wo moderne Menschen sitzen, die das Heimweh nicht losläßt nach all dem unwiederbringlich Schönen, das mit der alten Zeit ins Grab gesunken ist. Wiegenden Faltern gleich schweben die Worte durch den alten Raum, schweben hinaus in die Welt, die so schön ist und so voll Leid, schweben um die Häupter der Großen und Einsamen und sinken still mit der sinkenden Sonne zu Boden. Eine verspätete Fliege summt um die kalt gewordene Granate, und den Professor will es bedünken, als sei dieses Summen die Stimme der Einsamkeit, die in solchen Abendstunden durch die verstaubten Gänge unsrer Seele geht und da und dort leise eine Tür öffnet.

Durch das Fenster aber dringt nun das anhaltende Gakkern eines Huhnes frisch wie eine Stimme des Lebens. Und der Professor gackert mit. Er gackert wirklich. Wenn du das verstehen willst, lieber Leser, mußt du dich an die Zeit erinnern, da du noch ein Säugling warst, das Mäulchen zum Weinen schief zogst, das herabrinnende Tränchen aber in einen lachenden Mund laufen ließest. So ward aus dem kulturmüden

Sohn unsrer Zeit, den der Dorfabend einspinnen wollte in seine süße, heimliche Melancholie, im Handumdrehen ein gakkerndes Wesen, ein übermütiger Junge, der in diesem Augenblick kein höheres Ziel kennt, als es dem Huhn im Gackern gleichzutun. Das gelingt ihm nicht. Ein Professor ist eben kein Huhn, und ein Huhn kann gottlob kein Professor werden. Sonst wär's mit dem Eierlegen schlimm bestellt.

Frau Ida kennt diese plötzlichen Wechsel. Aber das hat sie noch nicht erlebt. Gegackert hat ihr Mann noch nie. Und plötzlich muß sie daran denken, wie es wäre, wenn ihr Mann im Würde verleihenden Frack und in der unbefleckten Reinheit seiner vaterländischen Gesinnung und dito weißen Binde aufs Podium stiefelte und seiner Schuljugend etwas vorgackerte, statt ihr die vorschriftsmäßige Kaiserrede zu halten. In das Gackern des Gemahls mischt sich drum das silberhelle Lachen seiner Frau, und sie, die vor Majestäten nie in Demut erstorben ist, ist nun der festen Ueberzeugung, daß es besser wäre, der deutschen Jugend ein frisches, frohes Lachen zu schenken statt einer langweiligen Rede — wär's auch durch das Gakkern eines Professors.

Engelbert Schanzlin lächelt bloß — aber nicht wie ein blasierter Kaffeehaushocker, der zwischen Abend nud Morgen alles überwunden hat, und dessen Weltschmerz eben im Begriff ist, sich in einen gewöhnlichen Kater zu verwandeln, sondern wie ein Mensch, den ein heimliches Licht von innen durchsonnt, daß ihm das Lächeln wie ein stiller Abglanz auf den Lippen liegt. Er wundert sich auch nicht über die gackernden Exerzitien seines weltlichen Freundes. Hat nicht auch seine geliebte Bibel der Wunder gar viele? Und wenn Bileams Esel redet, so hat das Gackern eines Professors nichts sonderlich Ueberraschendes. Engelbert Schanzlin blickt also still lächelnd durch die blauen Ringe, die er zur Decke sendet, und mit denen er besser umzugehen versteht als mit dem einen schlichten Reif, der manchen Finger mit schmerzendem Druck preßt, der aber für den Pfarrherrn von Mundach das Nadelöhr ist, durch das auch ein Kamel ins Paradies eingehen kann. Ganz im stillen gesteht er sich, daß ein silberhelles Frauenlachen schöner sei als das Buch Hiob, zu dem er in sonderbarer Liebe immer wieder zurückkehrt.

Vor dieſem Lachen iſt auch der gackernde Profeſſor verſtummt. Dieſes Lachen iſt etwas Vollendetes. Sein Gackern aber iſt nicht mehr wert als die Eier, die ſeine Kollegen ausbrüten.

Der Profeſſor ſieht ſeinen geiſtlichen Freund an — den liebſten von den wenigen, die er hat. Er kennt dieſe Ruhe, dieſes Lächeln, und er weiß, daß niemand ſo lächeln kann wie dieſer ſonderbare Menſch, der hier ſein einſames Leben lebt, deſſen Hand harte Bauernhände drücken, und dem ſich die Kinder an den langen ſchwarzen Rock hängen, wenn er mit dem andern Kauz am Abend durchs Dorf geht.

Den Profeſſor aber reitet der Teufel. „Du biſt die Ruh'...“ Fritz Merten ſingt und bringt auf dieſe Weiſe ſeinem geiſtlichen Freunde ein Ständchen. Aber er gehört zu jenen, die ihre Zuhörer zu Märtyrern machen. Kauz verkriecht ſich in eine Ecke des Zimmers; Frau Ida aber hält ihrem Gatten mit einem kräftigen „Nein, Nein!“ den Mund zu, und ſo erſtirbt der Geſang in einem ſeltſamen, gurgelnden Laut. Kauz aber, der unter der muſikaliſchen Darbietung offenbar am meiſten gelitten hat, kommt ſchweifwedelnd wieder heran und leckt dem Profeſſor die Hand.

Engelbert Schanzlin aber lächelt immer noch. In dem Augenblick freilich, da Frau Idas ſchlanke Hand zum Abſchied in der ſeinen ruht, zieht ein Schatten über ſein Geſicht. „Wir haben noch nicht alles erledigt...“

Die Stammgäſte dieſes alten Pfarrhauſes wiſſen genau, was Engelbert Schanzlin mit dieſen Worten ſagen will. Auch Kauz weiß es. Er rennt voraus, die Treppe hinunter und durch die offene Hintertür in den Garten, wo Aſtern, Flocks und Sonnenblumen blühen. Dort ſteht ein Zwetſchgenbaum, den hat einſt ein würdiger Vorgänger gepflanzt, weil er viele Mäulchen zu ſtopfen hatte. Der Profeſſor faßt einen herabhängenden Zweig, zieht ihn noch tiefer herab, und Frau Ida holt mit ihren kleinen, weißen Zähnen die ſaftige Frucht herunter, die ſich leicht vom Stiele löſt. Die beiden andern kriegen auch ihr Teil. Kauz kriegt nichts. Er ißt keine Zwetſchgen und ſieht es verſtändnislos mit an, wie Frau Ida mit feinen Fingern Frucht um Frucht zerteilt und die Hälften jeweils an die gefräßige Männerwelt weitergibt.

„Eine ganz verflirte Eva zwischen dem alten und dem neuen Adam. Diese modernen Evchen haben an einem Adam nicht mehr genug. Und so einer im Bayreuther Stil des reinen Toren reizt diese Hexen — der großen Seltenheit wegen. Sehen Sie, da gibt sie Ihnen wieder die größere Hälfte!"

Der Professor sagt es ruhig und lehrhaft, als stünde er auf dem Katheder, kneift aber vor Uebermut und Behagen die Augen zusammen, entfernt einen niedlichen roten Wurm, den ihm die Gattin mit der kleineren Zwetschgenhälfte verehrt hat, und schluckt den Bissen ohne Beschwerden. Der Pfarrherr droht mit dem Finger. „Ruhig, alter Spötter! Ich habe gesehen, wie Sie vorhin nach altem Brauch ein Goldstück für meine Armen und Kranken unter die Kaffeetasse gelegt haben. Um dieser Armen und Kranken willen sei Ihnen der schlechte Witz verziehen — und auch deswegen, weil Sie schon bessere gemacht haben." — Der Professor schämt sich und zieht die Uhr. — „Ich begleite euch bis auf die Höhe" ... — Kauz rast vor Freude und hat für die Dorfkinder, von denen er sich sonst gern streicheln läßt, heute keine Zeit. Lustig rennt er den Hohlweg hinauf, über dem das Abendrot schon verblassen will. Die drei, die zur Höhe wandern, reden nicht mehr viel. Aber droben — wie so oft schon — klingt das Wort vom Wiedersehen. Ein Händedruck — und Kauz steht einen Augenblick unschlüssig zwischen zwei Parteien. Die Zurückblickenden sehen ihn noch oben stehen, während sein Herr schon den Abhang hinunterschreitet seinem Pfarrdorfe zu. Zwischen den Zweigen der Nußbäume hindurch flimmern die ersten Sterne. — „Er muß doch noch heiraten," sagt Frau Ida mit einer Entschiedenheit, die keinen Zweifel duldet. Dann flüstert sie dem Gatten einen Namen ins Ohr. Der aber faßt seine Eheliebste um den schlanken Leib und küßt sie so temperamentvoll, wie sie es getan hat damals, als sie noch „Sie" zu ihm sagen wollte. Dann aber stößt er einen Juchzer aus, der mit Windeseile über die Höhe rennt, daß Kauz verwundert die Ohren spitzt. — Und richtig — durch die klare Sternennacht klingt's zurück: „Wau, wau!"

Max Bittrich

Der Ausflug

In einer Winternacht, in der ſich die Schatten der Heilanſtalt ſcharf auf der Schneedecke abzeichneten, leuchteten im Saal die Lichter des Tannenbaums auf, und gleich nachher floß Muſik auf das einſame Feld, als trügen die glühenden Strahlen den Geſang der Geigen mit durch die Fenſter.

Während das Orcheſter der geiſteskranken Leute von einheitlichem Willen und einem einzigen Glück beſeelt war, ſaßen viele Männer und Frauen um den Baum und ließen die Hände im Schoße ruhen. Das Leuchten ihrer Augen hatte allen böſen Schein verloren. Was krank war im Hirn, lag in bezwingendem Traum; das Bewußtſein ſpürte willkommene Kräfte wie hinter dichten Schleiern. Einzelne der Menſchen ſannen der Vergangenheit nach, die ſich vor den Mauern der Anſtalt abgeſpielt hatte; manche Szenen des früheren Daſeins blitzten auf wie unter einem Scheinwerfer, doch die ganze Kette ehemaliger Geſchehniſſe mochte ſich nicht zeigen, obwohl die Kranken nicht begriffen, wieſo ſich kein deutlicher Zuſammenhang mehr ergeben wollte.

In einer Ecke hatte ſich Leopold Schlatterer niedergelaſſen. Seine Hände waren in buſchig rötliche Locken eingewühlt; er ſchraubte die Augäpfel hoch in dem zu Boden gerichteten Geſicht, fing das bunte Treiben ſeiner heiteren Schickſalsgenoſſen auf und ſuchte die Dienerſchaft der Anſtalt: „Sie ſind alle da!“ fuhr er auf und funkelte den Direktor an. Der blieb mit dem Pfarrer vor Schlatterer ſtehen und beſtätigte gutmütig: „Ja freilich! Nur auch in den Trubel hinein! Wer wird heut ſo abſeits Grillen fangen!“

„Jeder Querkopf!“ antwortete Schlatterer. „Das Brot

muß gegeſſen werden, wie es gebacken iſt! Und wer in Bann getan iſt —"

„Schlatterer, wir feiern Weihnachten!"

Er lachte, während ſie weiter redeten und nicht ermüdeten, bis Schlatterers Augen nicht mehr flackerten.

Er hörte nochmals die Aufforderung, fröhlich mit den Fröhlichen zu ſein, verließ aber ſeinen Gedankengang nicht, während ſich die Beiden entfernten.

„Luft! Und laßt mich gehen, wohin ich will! Ihr ſeid mitſchuldig!"

„Er fährt bei keiner Gelegenheit ganz aus ſeiner kranken Seele!" ſagt der Pfarrer. „Vormittags hat er wieder ſtundenlang Akten angefertigt mit der Schreibmaſchine in Sachen ſeines Reichsbanns."

„Die Maſchine beruhigt ihn mehr als Zuſpruch und Zwang. Solange er ſchreibt, ſchwelgt er in Hoffnung, und ſolange er hofft, iſt er unſchädlich."

„Wie geſunde Menſchen, beſonders die Dichter!"

„Man muß auch ihn gewähren laſſen!"

Das Orcheſter ſchwieg; die Hände im Saal rührten ſich und ſpendeten der Kapelle Beifall. Der Pfarrer ſtrebte langſam der Bühne zu, um ein paar Worte der Begrüßung zu ſprechen.

Leopold Schlatterer verlor ihn allmählich aus den Augen, denn er blickte vom Weihnachtsbaum hinweg in eine Welt, die ihn ehemals glückſelig gemacht hatte.

Da war, vor vielen Jahren, auch ein Weihnachtsfeſt geweſen, und er hatte im Hauſe des Schuhmachermeiſters Gruber geſeſſen hinter einem Bäumchen, das mit Wachsſtock und buntbemalten Mehlpappherzen, Aepfeln und Nüſſen geziert geweſen war, und hatte den Mund manchmal auf die roten Lippen der Freundin Anna Gruber gedrückt. Voll heißen Verlangens war er geweſen, hatte zum letzten Sieg über das Mädchen ſchreiten wollen, ſobald die Dämmerung käme. Ihr Gewähren hatte er zu ihren Küſſen gefühlt und zehnmal und immer wieder gefragt: „Deine Eltern, kommen ſie gewiß erſt ſpät abend zurück?"

„Der Onkel läßt ſie ja nie eher fort!"

Er aber hatte den Mut zum letzten Schritt nicht gewonnen.

Schläfrig hatte er ſich geſtellt, während die Dämmerung leiſe durch die kleinen Fenſter gefloſſen war. Ach, müde war er nicht geweſen, ſondern ſein Hirn hatte mehr gearbeitet als je. „Spießer ſind ihre Alten doch! Der Mehlpapp am Baum! Und das altmodiſche Kanapee mit dem blumigen Bezug! Und drüben die hochgetürmten Betten, die faſt bis an die Decke des Stübchens reichten. Eine Leiter ſollte man daran ſtellen, um hinaufzuklettern in die Schwitzkäſten, die unbequemen!"

Er hatte gelacht und das Mädchen an ſich gepreßt und ihr pochendes Herz gefühlt.

„Warum lachſt du, Leo?"

„Das wirſt du nicht glauben!" —

„Sags!"

„Ich dachte: wenn man jetzt in ſo ein Bett kriechen will, braucht man eine Leiter. Nicht?"

Sie hatte den wuſcheligen Kopf an ſein Geſicht gelehnt, war ſtumm geworden, hatte ihn umſchlungen. Und er hatte mit ſich gerungen, keuchend, verzweifelnd — um in den nächſten lichten Augenblicken an einen Schulkameraden zu denken, der nach einer ſündigen Stunde mit einer Schulgenoſſin in das Waſſer gegangen war.

Annas alte Eltern und ſeine Mutter waren damals zugleich vor Leopold Schlatterer aufgetaucht und verſchwunden, ſo daß Leopold in der Ecke hinter dem Weihnachtsbaum abermals mit Anna gekämpft hatte in gegenſeitigem Widerſtand und Nachgeben, bis die nüchterne Ueberlegung wiederum Sieger wurde und ihm das Bild des grämlichen Schuſters Gruber nahe brachte, — des Schuſters mit dem zerknüllten Zylinderhut.

Nein, nein! Nicht zwingen laſſen, hier das ganze Leben zu verbringen! hatte dann eine Stimme in Leopold gerufen. Nicht einer glücklichen Minute zuliebe zeitlebens über Dielen mit knirſchendem weißen Sand ſchreiten zu ſchmalen harten hohen Betten nach Moralpredigten eines hüſtelnden Schuſters, der bis zum letzten Atemzuge allerhand wehleidige Reden führen würde über ſeine unantaſtbare Rechtlichkeit und die Schändung ſeiner Tochter.

Und ſo hatte Leopold Schlatterer in den Tagen der Freiheit Verzicht geleiſtet.

„Ich dummer Junge! Ich dämlicher Junge!“ murmelte der Gast der Heilanstalt vor sich hin, als die Erinnerungen soweit in ihm lebendig geworden waren. „Zugreifen hätte ich sollen, und der Schuster hätte Schuster bleiben sollen! Auf die Art hätte ich in die Welt gepaßt. Verrückt war ich, nicht fest hineinzugreifen ins volle Menschenleben! Man denkt: Sei vernünftig! und ist verrückt! Wird dafür geohrfeigt und lahmgeschlagen und eingesperrt! Muß zwischen Verrückten sitzen, weil man anständig war, und wird selber für wurmstichig gehalten, obwohl man klar ist im Schädel wie Kristall. In den Reichsbann gerät man für nichts und wieder nichts! Dabei ist man der Gescheiteste von der ganzen Gesellschaft mitsamt ihren Oberbonzen. Wer sieht nach Jahrzehnten noch sein Mädchen deutlich wie ich, ob er in der Jugend draufgegangen ist wie Blücher oder unverrichteter Sache geflohen ist? Freilich, freilich: die Anna, die war auch eine ganz andere! Welche glich ihr? Keine! Keine! Jetzt wird sie Windeln waschen, Kinder wiegen und Griesbrei kochen, vielleicht ohne jemals recht glücklich gewesen zu sein. Ich hätte sie nehmen sollen, ohne an die Alten zu denken! Sehen wenigstens würde ich sie noch einmal fürs Leben gern, die jetzige Frau Petermann, Schuhmachermeistersgattin, Burgstraße 24. Expeditus Petermann! Geselle wahrscheinlich des toten Herrn Gruber! Hat Tochter und Schusterschemel und Haus geerbt! Setzt das Geschäft fort! Mit ungeschwächten Kräften! Und mit ihr! Die und ein Pechhengst an der Seite! O, sie noch einmal so jung im Arme halten wie damals! Wie wollte ich sie hernehmen unersättlich, unerschöpflich! Zum mindesten sollte man sie sehen! — Nur sehen!“

Leopold Schlatterer erhob sich leise und prüfte seine Umgebung aufmerksam wie die Katze das Mauseloch.

Keine Seele beobachtete ihn!

Ein kurzes Zögern, ein Ducken wie zum Sprung. Er huschte in den Gang, eilte eine Treppe hinauf, zwängte sich durch das kleine Fenster und flog in den Schnee.

„Jetzt muß sie mich zu sich nehmen! Jetzt ists nicht anders!“

Er rannte weiter.

„Anna, dein Liebster kommt trotz Reichsbann! Er will dich

umarmen nach beinahe zwanzig Jahren! Du kannst ihn verstecken als Schustergesellen, damit dein pechiger Ehegemahl nicht die Gelbsucht kriegt vor Eifersucht. Retten mußt du mich — ob du willst oder nicht! Dein Bruder, der Herr Feldwebel, hat mich zum Krüppel geohrfeigt und in den Reichsbann tun lassen. Jetzt laß du mich meinetwegen auch Schuster werden, nur daß ich dich sehen kann und, wenn du willst, sogar mit dir ausreißen in eine Welt, wo keine harten, schmalen Knisterbetten und keine Schusterschemel auf weißem Sand stehen! Wenn du noch Liebe fühlst, teilst du den Bann mit mir! Ich kann dich ja nicht vergessen, ich kann nicht! — Hüh! hüh!" trieb er sich an wie ein Pferd. Und rannte über das Schneefeld nicht in gerader Linie nach dem Lichtschein der Stadt, sondern floh in das kohlschwarz auf den Schnee gelagerte Wäldchen und umging die Stadtgrenze, um vom Vorort zur Burgstraße zu gelangen.

Und indem er lief und ein Sklave seiner Beine war, sprach eine Stimme in ihm: „Was du tust, ist Unsinn!" Zwar suchte er Widerstand gegen den Einspruch zu leisten, konnte aber die Gegnerschaft beim besten Willen nicht klar in Worte fassen, ärgerte und wunderte sich und dachte: Mein Schädel hat durch die Ohrfeige eben doch einen Knar weggekriegt: die eine Hälfte ist gleich eingeschlafenen Beinen; man hat die, und trotzdem versagen sie den Dienst. Was gesund ist, wird geknechtet, und die Krankheit sitzt hoch zu Roß und lenkt!

Er grübelte, fühlte Grenzen im Hirn und lief. Ehe er sich die Zukunft nüchtern auszumalen vermochte, stand er an der Gartentür des Schusterhäuschens in der Burgstraße. Wie damals, vor Jahrzehnten, schob sich vor die Lattentür noch der hölzerne Riegel; auch hing die Haustür noch lockerer in Angel und Schloß. Leicht drückten die Finger das Hindernis zurück, und er trat in den Vorraum.

Links hinter der Tür, da schliefen wohl jetzt noch die Bewohner. Vor Leopold lag die Küche. Er trat ein, setzte sich und lachte vor sich hin: wenn du wüßtest, Anna, wer hier wartet! Du mit deinem Schuster!

Er legte das Ohr an die Tür und vernahm tiefe Atemzüge, guckte durch das Schlüsselloch und erblickte im Mondlicht

ein Bett. Natürlich: die Bucht reichte noch immer faſt bis zur Stubendecke!

Will näher ſchauen, wie ſie darin liegt! dachte er. Was kann weiter ſein! Wacht ſie auf und will mich nicht haben, ſo eile ich davon, und ſie wird ſich die Stirn reiben und dummlich werden wie ich und ſich fragen: Gott verdimmich! träum' ich oder wach' ich? War Leo da? Oder bin ich kopfverrückt? wird ſie denken.

Er drückte die Klinke nieder und ſtand vor zwei Betten.

„Lenchen! Lenchen!"

„Mutter — was denn?"

„Haſt du nichts gehört?"

„Vater wird heimgekommen ſein!"

„Der kommt vor eins nicht, ehe nicht Feierabend im Feldſchlößchen gemacht wird. Haſt du nichts gehört?"

„Nein, Mutter!"

Schlatterer war während der ängſtlichen Worte auf den Stuhl geſunken zu Füßen der Bettſtatt und duckte ſich zu den Kleidern Annas. Er hielt den Atem an.

Draußen dröhnte eine verſchlafene Glocke, und die Uhr im Stübchen raſſelte die Antwort flugs herunter.

Die Atemzüge der Schläfer wurden wieder regelmäßig und lauter. Schlatterer tauchte empor, die Schlummernden zu beobachten. Da lag zur Rechten ein junges Mädchen, zum Verwechſeln ähnlich ſeiner Anna von ehemals. Die ſchmale Hand ruhte auf dem Bett und hob und ſenkte ſich mit der Bruſt. Geheimnisvoll, wie das Gären der lenzlichen Säfte, war das Kreiſen des Blutes in dem jungfräulichen Körper, den er einſt in Geſtalt der Mutter dieſes Mädchens verſchmäht hatte. Sein Verhalten war und blieb zum Lachen, doch ebenſo blödſinnig blieben dieſe Betten. Tugendſchützer ſollten ſie heißen. Schreckenskammern. Folterbänke.

Und die Anna von damals? Schlatterer richtete ſeine Augen auf ihr Lager. Doch, doch: auf ihrem Antlitz lag der pikante Reiz noch jetzt. Der Pechhengſt hatte ihn nicht fortgeküßt. Aus dem braunen Haar lugte das weiße Geſicht wie der Mond aus Wolkenbergen. Ueppig lagen die Arme (ach, wie weich ſie ſich um ſeinen Hals geſchlungen hatten!) auf dem Bett. Ach, wenn ſie jetzt nur ein kleines Veilchen von

ſüßem Verlangen geleitet würden wie zur Zeit junger Liebe! Wenn ihr Mund ſich an ihn ſaugen wollte in dieſer Stunde!

Wie merkwürdig, dachte er, iſt ſolch menſchliches Geſchöpf! So ein bißchen Blut, das da vor ihm pulſte und in der Ohnmacht hinter geſchloſſene Lider des wachenden oder ſchlafenden Körpers zurückging, konnte in der nächſten Sekunde aus den Augen leuchten wie lauter Verlockung oder Blitze ſprühen! Konnte ſüße Laute gebären, die Geiſt und Muskeln des Mannes in Bann ſchlugen! Vermochte aus Herren Knechte zu machen und, was in den Staub getreten war, aufzurütteln zu neuem Leben und Streben.

Nur mußte der Mann auch Mann ſein und, ſo ihn das Blut des Weibes rief, zugreifen; mußte die Edelfrucht in der Schale erkennen und nicht feig davon gehen wie er — dachte Schlatterer.

Und wer vergebens gerufen war, mußte ſich für ſeine Trägheit nicht noch ohrfeigen, in den Kreis- und Reichsbann ſchicken laſſen von jähzornigen Verwandten eines begehrten und geſchonten Mädchens, mußte ſich nicht in die Gemeinſchaft abgeſtempelter Narren bringen laſſen.

„Anna! Anna!“

Schlatterers Ruf ging laut durch das Stübchen. Zwei Geſtalten fuhren aus den Betten hoch und ſtarrten durch die Flut des Mondlichts.

„Petermann?“ fragte die Frau.

„Hat ſich was mit deinem Petermann! Der ſitzt in der Kneipe und trinkt Weißbier und Schnaps bis Feierabend.“

„Wer — iſt denn da?“

„Dem du ſchon von deinem Herrn Gemahl erzählt haſt vor einer Weile: der Leopold.“

„Le—o?“

„Ja: Leo! Gewiß, wenn du nicht ſelber ſo ſchlau biſt, ihn zu erkennen!“ antwortete Schlatterer ruhig, als habe er erſt geſtern ſein Liebchen verlaſſen, und ebenſo innig.

„Wer —?“

„Na, Leo! Ich! Wer weiter! Natürlich ich! Und auf die Gefahr hin, von deinem feinen Herrn Gemahl, Expeditus Petermann, mit dem Schuſterpfriem in das Jenſeits expediert

zu werden, möcht ich ein Veilchen ſein Geſelle ſein und heimlich dein Meiſter —"

„Leo — wo kommſt du her?"

„Wohin mich dein netter Bruder geohrfeigt hat, aus dem Narrenhaus. Und ich habe dich doch nicht zum ſündigen Liebchen gemacht! Aber jetzt bin ich, wie du merkſt, kein echter rechter Narr. Der größte war ich" — Schlatterer warf ſich über die Frau und küßte ihre weichen Glieder — „weißt du wann? Als mir das Bett zu hoch war und die Alten zu einfältig und du zu heilig — du — du —du!"

„Leo — mein Mann!"

„Pfui, Spinne! Nicht in die Hand!" rief Schlatterer.

„Hörſt du nicht? Er iſt im Garten. Er öffnet die Tür. Du biſt zu ſchade!"

„Das mag ſein! Auf Wiederſehen! Morgen!"

Schlatterer ſprang durch das niedrige Fenſter auf die Straße.

Expeditus Petermann hörte das Geſpräch in der Stube und ſtürzte herein: „Wer war das? Wer ſauſte durch das Fenſter?" Und ſteckte ſchon ſelber den Schädel hinaus.

„Wer ſoll hier ſein?" fragte die Frau. „Nachtgeſpenſter!"

„Antworte vernünftig!" brüllte er und packte die Tochter an. „Wer?"

„Ich weiß nicht!" weinte das Mädchen. „Ein Verrückter, ſcheints!"

„Ich will ihn euch gleich zeigen, den Verrückten!"

Und Petermann ſchwang ſich über die Fenſterbrüſtung und lief hinter dem einſamen Wanderer auf der Chauſſee her. Doch, obwohl er das Meſſer in der Taſche gepackt hatte, traute er ſich nicht dicht heran, ſondern umkreiſte in weitem Bogen den verdächtigen Mann, der ſich ruhig an eine Telegraphenſtange lehnte: „Schuſter, willſt die Engel ſingen hören? Geh heim oder leg die Ohren an die Stange. Oder ſtich los mit deiner Schuſterplempe. Pechdrahtzieher! Ein toter Narr mehr oder weniger — was machts? In den Bann getan iſt er ſchon — laß ſeine Seele fliegen in die Höh juchhe!"

In dem Augenblick fühlte ſich Schlatterer gepackt, an Genick und Händen, — doch nicht vom Schuſter.

Der gab nur ſeinen Senf dazu: „'s iſt recht!" rief er den

Wärtern der Heilanstalt zu, „daß ihr den Menschen wieder in die Zwangsjacke steckt, den Lump, elendigen, den gemeingefährlichen, der bei Nacht und Nebel Weiber in der Kammer überfällt.“

„Die Sorte huscht einem zwischen den Fingern durch! Vorwärts! Zurück!“

Und die Wärter zogen mit Leopold Schlatterer ab, froh, den Flüchtling rasch aufgegriffen zu haben.

Am nächsten Nachmittag saß er ruhig und ergeben vor der ausgeleierten Schreibmaschine und tippte abermals den Wortlaut des Briefs, den er seit Monaten unverdrossen an Fürsten, Behörden und Zeitungen schrieb, und wobei allemal die unsterbliche Hoffnung aus des Schreibers Augen leuchtete:

Ew. Hochwohlgeboren!

Leopold Schlatterer, derzeit im Reichsbann steckender angeblicher Narr, tut untertänigst kund und zu wissen: Julius Gruber, Sohn des Schusters Gruber, ehemaliger Feldwebel und Bruder des von mir bis in den Tod geliebten, fürsorglich geschonten Mädchens, zertrümmerte mir als angeblichem Verführer, als ich noch Pennäler war, das Trommelfell vom Ohr, um mich unter Reichsbannerklärung als Narren in die Heil- und Pflegeanstalt stecken zu lassen in bezug auf verbotene Liebe zu seiner Schwester und mit Existenzabschneidung und aktenmäßiger Realschulrechtsprechung als im voraus für Irrenanstalt bestimmt. Also ist Verfügung nach Fug und Recht dahin zu treffen: Angeblicher Narr Leopold Schlatterer ist aus Reichs- und Kreisbann zu tun zwecks auch pädagogischer Ausnützung und Auslieferung Ersatzreservistenpasses von der Zivilkommission parallellaufend mit unterbundener Eisenbahnkarriere und nachträglichem Uebergang in Obersekunda, wofür ausgeworfene fünf Millionen Mark ausreichend in Anspruch zu nehmen sind, bis zum Grade eines Hauptmanns zweiter Gehaltsklasse.

Wonach zu richten und zu entscheiden.

Untertänigst

Leopold Schlatterer,

angeblicher Narr, zurzeit in Reichsbann erklärt.

Während in der Heilanstalt so Zeile um Zeile zu Papier gebracht wurde, stand Expeditus Petermann als rechter Wichtigtuer vor seinem Bau und erklärte den Nachbarn, wie er nachts beinahe einen Weiberschänder erstochen hätte, der die ganze Schusterfamilie zu Tode erschreckt habe. Und in der Stube lauschte den Worten Petermanns eine Frau mit roten Augen, in deren Erinnerung ein junger Mensch lebte. Und obwohl der Blick der Frau in die zeitliche und örtliche Ferne gerichtete war, sprühten die Augen plötzlich Abscheu: „Ja, du und diesen Menschen erstechen! Hättest du das gewagt, so wären wir fertig gewesen miteinander — ein für allemal!"

Digitized by Google

Emanuel von Bodman

Der Pfarrer von Bernrain

Der neugebackene Pfarrer von Bernrain hätte seine Kleider gelassen für die Armen wie der heilige Franz; aber wie es seinem heiligen Patron nicht gelang, aus einem reißenden Hecht einen friedlich schnappenden Karpfen zu machen, konnte er's nicht fertig bringen, war er gleich ein feuriger Prediger auf seiner Kanzel, einen schlitzohrigen Bauer in einen regelrechten Christen zu verwandeln. Als er nach dem Tode seines lauen Vorgängers seine Antrittspredigt hielt in der kleinen hochgelegenen Kapelle am blühenden Waldrand, wollte er zeigen, daß er andere Saiten aufziehen werde; so hatte er gleich eine straff angezogen und sprach gegen die Lüge und die List der Menschen und ließ auch an der Notlüge kein gutes Haar und redete sich in Eifer, gleich seinem früheren Professor, der lehrte, man solle lieber, den Erlöser vor Augen, an seinem Körper zugrunde gehen, als je ein unwahres Wort über seine Lippen bringen und seine Seele ewig besudeln. Die Frauen saßen erschrocken da, die Männer hörten nachdenklich zu. Am anderen Sonntag sprach er wieder über den Wolf im Schafspelz und richtete den Blick fest in die harten Gesichter. Wieder hörten sie nachdenklich zu, die Bernrainer Bauern, bis zum dritten Sonntag, der ihn mit rotem Kopfe auf der Kanzel sah. Gerade in der Zeit, wo er mit besonderem Nachdruck die List bekämpfte, hatte das ärmste Bäuerlein im Dorf, das als Tagelöhner dienen mußte, einem Juden aus Gailingen, weil er ihm vor Jahren ein gutes Rind gegen ein schlech-

Meiner Geburt und Nationalität nach bin ich Württemberger. Da ich stammlich aber auch mit dem alemannischen Oberbaden zusammenhänge, mag die Novelle auch in dem vorliegenden Buche ihr Plätzchen finden. Der Verfasser.

tes Geld aus dem Stall geredet hatte, jetzt um ein recht gutes seine Kuh verkauft, die stattlich gewachsen war, mit vollen Eutern, und der nur eine Unart anhaftete, die er verschwieg: daß sie mit dem linken Hinterfuß gern den Melkeimer umwarf. Darauf spielte er an und machte den Mann auf seiner Bank verlegen. Da schüttelten die Bauern unter sich die Köpfe, und der Pfarrer mußte es eine Woche später erleben, bei seinem Eintritt in die Kapelle nur eine Reihe von Frauen vorzufinden und einen Gärtnerburschen, dem ein gar unförmiger Kopf wie ein Kürbis zwischen den Schultern saß. Er bestieg die Kanzel etwas unsicher und dämpfte seine Stimme ein wenig, doch nicht lange: der Zorn über die Fortgebliebenen gärte im stillen und verlieh ihr bald den rechten Ton, so daß er um so eindringlicher ihren Frauen ins Gewissen redete. Er ließ merken, daß er kein Schwacher war, sondern einer von den unbedingten Gotteskämpfern, die es darauf ankommen ließen, um der Wahrheit willen zu siegen oder zu brechen und in ihrer Gemeinde jegliche Lüge ans Licht zu ziehen, was zur Folge hatte, daß ihm die Bauern, wo immer sie ihm begegneten, mit scheuen Blicken auswichen und nun der Pfarrer gefürchtet war als ein Hecht im Karpfenteich.

Das bekümmerte ihn, und bald zog sich ihm eine bittere Falte vom Nasenflügel herab. Zwar fühlte er sich ganz in seinem Recht und war auch entschlossen, keinen Fuß breit nachzugeben; gleichwohl sah er ein, daß sein Verhältnis zu den Bauern ein anderes werden müsse, sollte er die Lust an seiner Pfarrei nicht verlieren, die ihm schon ans Herz gewachsen war, nicht zuletzt wegen der freien Lage und der Nähe der Stadt Konstanz, die mit ihren Türmen und Giebeln heraufschimmerte. Er wog den Pfeffer und das Salz für seine Predigten peinlicher ab und unterließ es auch, ins Herz eines Anwesenden zu feuern. Aber nachdem er seine Herde einmal mißtrauisch gemacht hatte, sollte es ihm nicht so bald gelingen, sie unter seinem Stabe zu versammeln. Und weil er in Bibel und Brevier vergebens Trost suchte und nur auf Sprüche stieß, die ihm seinen Eifer bestätigten, setzte er deshalb am Sonntag wieder einen Kopf auf wie Savonarola im Kalender und lebte an den Wochentagen verhärtet und vereinsamt in seinem abgelegenen Pfarrhaus, näher den Toten als den Lebendigen:

denn saß das Haus auch fröhlich zwischen Bäumen und Büschen, die Kreuze und Leichensteine des Friedhofs hinter der Kapelle ragten freundnachbarlicher in seinen Garten als die bunten Blumen und Bohnen der Bauern, weil es bis zum nächsten Hof ein Flintenschuß weit war. Und jetzt redeten sie eine noch beredtere Sprache, bis dem Manne eines Tages der Tod selber auf die Schulter klopfte und er von nun ab die Wirren des Lebens mit anderem Aug' überdachte als früher.

In einer schwülen Regennacht im April, da der Wind heftig an den Fensterläden rüttelte, ging der Pfarrer in den Hof hinaus, bang um seinen Pfirsichbaum, dem ein blühender Ast von der Wandklammer losgegangen war und hin und her wehte, in der größten Gefahr, abgeknickt zu werden. Er holte die Leiter aus dem Schopf, und im schwachen Schein der letzten Straßenlaterne draußen band er ihn fest. Kaum hatte er den Knoten gemacht, hörte er auf dem Kiesweg, der von der Landstraße abzweigte und ins Pfarrhaus und nach der äußeren Kapellentür führte, Schritte heraufkommen. Er fragte sich, ob wohl ein Liebespaar draußen auf die Bank wollte, oder ob er noch zu einem Kranken geholt werde, da blieb es vor der Hofmauer stehen und klopfte ans Tor. Er schob das Brett vom Guckloch weg und fragte, was es gäbe. Da standen zwei Klosterfrauen mit durchnäßtem Gewand und baten den Herrn Pfarrer um Herberge bis zum nächsten Tag. Sie seien zu Fuß von Frauenfeld gekommen und mitten im Walde vom Platzregen überrascht worden, und wenn sie auch untergestanden seien unter dem Dach einer Buche, so habe das nicht sonderlich viel genützt, sie hätten nur Zeit versäumt und getrauten sich zu so nachtschlafender Stunde nimmer, im Kloster von Konstanz um Einlaß zu bitten, auch sei es noch eine gute Weile bis dahin, und das Geschäft, das sie hätten, könnten sie am morgigen Tag abwickeln. Der Pfarrer sagte, er wolle sehen, ob es zu machen sei, ging ums Haus herum und klopfte mit einem Blumenstecken ans Küchenfenster, worauf seine Haushälterin erschien und zu seinen Fragen nickte. Nach einer Weile kam sie mit einem Windlicht, er öffnete das Tor und ließ die Schwestern eintreten, die so aussahen, als ob sie der Wind in den Teich geweht hätte, so daß er und die Köchin in ein helles Lachen ausbrachen. Er sagte, noch immer gut lachend, eine müßte

nur vorlieb nehmen mit einem Sofa, er habe nur ein Gastbett, und sei nicht vorbereitet gewesen auf so späten Besuch von Klosterfrauen. Die jüngere magere Schwester klappte ihren zerzausten Schirm zu und gab lustig zur Antwort, sie wollte Schwester Ludmilla gern das Bett überlassen, es hielte sicherlich ihr Gewicht besser aus als das Sofa, wenn dieses nicht auf besonders festen Füßen stehe, worauf ihre Gefährtin, die heiser und wortkarg war und sich den Schweiß vom Gesicht wischte, dankbar nickte. Nachdem sie es ausgeschlagen hatten, noch ein Nachtessen einzunehmen, ließen sie sich gleich ins Gastzimmer führen und baten, sich zur Ruhe legen zu dürfen, weil sie naß und gar müde seien. Der Pfarrer schlug ihnen vor, wenigstens noch eine Tasse Tee zu trinken, den ihnen Emilie bereiten und aufs Zimmer stellen würde. Das nahmen sie an, und er ging wieder in sein anstoßendes Studierzimmer zurück. Er wollte sich an den Tisch setzen, da fiel ihm ein, die Schwestern könnten nicht alles bei sich haben, was sie für die Nacht benötigten, und er fragte sie, indem er die Tür ein wenig öffnete, ob ihnen Emilie sonst nichts besorgen dürfe. Die jüngere gab zur Antwort, sie hätten alles, und wies auf einen Schwammbeutel, den sie der Handtasche entnahm. Da sagte der Pfarrer, er wolle nimmer stören und zog sich zurück, blieb aber, als er hörte, daß der Riegel zugeschoben wurde, mitten in seinem Zimmer in Gedanken stehen. Es war ihm aufgefallen, daß sich die Dicke jeder Antwort enthielt, obwohl er öfters seine Worte an sie, als die Aeltere gerichtet hatte. Von einer plötzlichen Unruhe befallen, bückte er sich und blickte durch das Schlüsselloch und bekam Herzklopfen, als er bemerkte, wie die Dicke behutsam einen Holzkasten unter das Bett schob, das gegenüber von der Tür an der Wand stand, und was für breite Stiefelsohlen sie hatte. Da erhob er sich leis, faltete die Hände und blickte nach oben, dann machte er sich mit Absicht bemerkbar, indem er unbefangen auf den Tisch trommelte und leise vor sich hinpfiff und dann ungeduldig sagte: „Das dauert aber lang!" und nach der Küche ging. Er besprach sich mit der Haushälterin, und im nächsten Augenblick war diese mit langem Gesichte draußen und lief, so rasch sie ihre Füße trugen, nach der Wirtschaft zum Fuchsloch, um Leute zu holen. Inzwischen war der Pfarrer schweratmend wieder in die Stube getreten, mit einem

Beil, das er für alle Fälle unter seinem Rock versteckt hielt und das er, den Rücken gegen das Schlüsselloch gekehrt, in die Tischlade legte, gerade da, wo er zu sitzen pflegte. Hierauf setzte er sich so, daß er die Tür vor sich hatte, nahm die Bibel zur Hand und wischte sich die nasse Stirn. Er hatte schon öfters in seinem Leben geschwitzt, der Pfarrer: so beim Heuen vor dem Gewitter, wenn der Vater hinter ihnen her war, auf der Schulbank und bei seinem Staatsexamen, aber einen solchen Stirnschweiß hatte er noch nie zu spüren bekommen, und nie noch hatte er sich so verlassen gefühlt wie in dieser endlosen Viertelstunde, in der das Gerieſel des Regens auf die Kastanienblätter und das Kapellenglöcklein, das jetzt zehn Uhr schlug, ihm als das einzig Lebendige ringsum erschien außer der alten Bibel und dem Beil darunter in der ein wenig geöffneten Schublade, woran sein Blick innig haften blieb. Er schwor sich, wenn ihm Rettung würde und ihm sein Leben mit allem, was er sich aufgebaut hatte, nicht im nächsten Augenblick einstürzte, einen Revolver und eine auf den Mann dreſſierte Bulldogge anzuschaffen, und bedauerte, keine Schußwaffe im linken Aermel zu halten, mit deren Hilfe es ihm eine Kleinigkeit gewesen wäre, die halbe Nacht so zu sitzen und auf die Tür der Gaststube, in der sich die Frechheit niedergelassen hatte, zu blicken, bis sie aufging. Inzwischen wurde es arg still drüben. Es war ihm nicht geheuer zu Mut, er öffnete geräuschvoll die Tür nach dem Hausflur und rief: „Emilie, wird's bald!", und an die Tür des Gastzimmers tretend, entschuldigte er sich bei den Schwestern, daß sie den Tee noch nicht bekommen hätten; Emilie habe ihnen keinen Kräutertee vorsetzen wollen, wie er ihn gewöhnlich trinke, und den chinesischen erst suchen müssen; jetzt habe sie ihn aber gefunden, und er sei bald fertig. Und er fügte hinzu, es möchte sie nicht stören, wenn er noch auf sei und im Zimmer hin und her gehe, er müsse noch ein kleines Viertelstündchen an seiner Predigt arbeiten; dann ginge er schlafen, und sie hätten Ruhe, worauf die Magere rief, der Herr Pfarrer solle sich doch ja nicht stören lassen, sie machten sich inzwischen an ihre Toilette. Und er hörte, wie sie Wasser ins Becken goß, so daß ihm beim hellen Klang ihrer Stimme fast ein Zweifel aufstieg, ob er sich nicht getäuscht hätte und noch Spott davontragen könnte. Da ging

leiſe die Haustür auf, er trat auf den Flur und erblickte Emilie mit dem Landjäger, dem Wirt und einem rothaarigen Knecht. „Der Tee iſt fertig," ſagte ſie, mit den Augen zwinkernd. „Gott ſei Dank," atmete laut der Pfarrer aus, nahm haſtig den Landjäger am Arm und flüſterte, ganz ſicher ſei er zwar ſeiner Sache nicht, worauf der Wirt grinſen wollte, aber der Landjäger ſagte, eine Falle zuviel ſei beſſer, als eine zu wenig, und lockerte den Riemen an ſeiner Revolvertaſche. Hierauf kam die Haushälterin mit dem Teebrett, klopfte an die Tür des Gaſtzimmers und fragte, ob ſie ihnen den Tee hineinſtellen dürfe, während ſich die Männer mäuschenſtill verhielten. Der Riegel ging auf, die Stimme und Hand der Mageren wollte es ihr abnehmen, da ſie bereits dabei ſeien, ſich auszuziehen, da ſtemmte der Landjäger, der ihr auf den Fuß gefolgt war, die Türe ganz auf, der Pfarrer, der Wirt und der Knecht traten herzu, und angeſichts dieſer Uebermacht ſetzten ſich die Schweſtern ſprachlos auf ihre Stühle, kleinlaut wie die Kerze, die heruntergebrannt war. Sie hatten ſich aber bald ermannt, die Dicke wiegte den Kopf hin und her, und die Jüngere fragte den Landjäger höflich, was er in ſo ſpäter Stunde von ihnen wolle. „Eure Papiere!" war die Antwort. Was, meinte die Schweſter, ſie ſeien doch keine Handwerksburſchen, die Papiere brauchten, im Kloſter von Konſtanz kenne man ſie perſönlich, und mit einer Stimme, aus der ihre ganze Beleidigung und Entrüſtung heraustönte, ſagte ſie: „Was ſoll das alles, Herr Pfarrer, wir verſtehen Euch nicht! Laßt uns wenigſtens in Ruhe weiterziehen, wenn wir Euch zur Laſt fallen!" Der Pfarrer ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. „Damit Ihr bei einem meiner Amtsbrüder einkehrt!" ſagte er, gab den anderen einen Wink und ließ Emilie den Kaſten unterm Bett hervorholen. Die dicke Kloſterfrau folgte mit dem Blick ihren Händen, dabei trat ſie der Mageren unmerklich auf den Fuß und machte das gutmütigſte Geſicht von der Welt, als die Haushälterin den Kaſten in die Hände des Pfarrers legte. Er fragte, was ſie da drinnen hätten und pochte auf das Holz. „Aber Herr Pfarrer," gab die Magere zur Antwort, unbefangen und verſchämt, „Ihr werdet doch nicht unſere intimen Toilettegegenſtände viſitieren wollen! Das iſt nichts für einen Mann," fügte ſie hinzu, indem ſie ihn an-

ſah und den Kopf ſchüttelte, worauf ſich der Pfarrer und der Wirt in einem unſicheren Blick begegneten. Der Landjäger, von den glatten Geſichtern der Schweſtern zwar ſelbſt ein wenig unſicher geworden, bat ſich den Schlüſſel aus, worauf die Schweſtern ihre Taſche durchſuchten. „Mein Gott, wir müſſen ihn verloren haben!“ ſagte die Jüngere, zog ihren Geldbeutel heraus, ohne ihn zu finden — die Dicke hatte ihn ſowieſo nicht in Verwahrung —, da übergab der Landjäger den Kaſten dem roten Knecht und forderte ſie auf, ihm auf den Wachtpoſten zu folgen, um ſich dort auszuweiſen, worauf die Schweſtern willig ihre Schwämme und Zahnbürſten in die Handtaſche packten, da ſie dem Herrn Landjäger doch nicht widerſprechen dürften. Die Dicke huſtete leiſe, das würde einen Spaß abſetzen, und bat den Pfarrer, doch auch mitzukommen, damit er das Mißverſtändnis aufkläre. Dieſer, ſonderbar berührt, daß der erſte Grund ſeines Verdachts hinfällig geworden war, weil die Dicke ihre, wenn auch heiſere und unbeſtimmbare Stimme vernehmen ließ, und erſtaunt, daß ſie durch ihre Aufforderung die Eskorte doch nur verſtärken half, beſann ſich, was er machen ſolle, als Emilie dem Knecht mit einem Augenwink den Kaſten abnahm und damit ins Nebenzimmer ging, wo ſie ihn mittels eines kleinen Schlüſſels, den ſie auf dem Waſchtiſch gefunden, öffnete. „Jeſus Maria!“ rief ſie, „was wollten die mit uns anfangen!“ Der Pfarrer eilte hinzu, entnahm dem Kaſten ein zuſammengelegtes Brecheiſen und hob es hoch, worauf der Landjäger der Dicken die Kapuze herunterriß, daß ein gueriger und kurzgeſchorener Mannskopf zum Vorſchein kam, und nahm ſie am Handgelenk. Als ſie ſah, daß Widerſtand umſonſt war und ihnen nur ſchaden könnte, was ſie der Magern durch ein leichtes Kopfſchütteln mitteilte, ſagte ſie mit gottergebenem Ton: „War das der lange Tee, Herr Pfarrer?“ „Das war er, ihr Mordbuben!“ ſagte er und ſah erleichtert zu, wie ihr die Hände gebunden wurden. „Ach,“ ſeufzte die Magere, „wir hätten Euch ſchon friedlich ſchlafen laſſen!“ Der Landjäger lachte, ſie ſähen ihm gerade danach aus, legte auch ihr Handſchellen an und betrieb den Aufbruch. Der Pfarrer geleitete die Truppe noch bis zum Wirtshaus, wo der Wirt, ohne weiteres Aufſehen zu machen, noch den

Metzger herausholte, der beim Kartenspiel saß, damit jede Schwester doch zwei Begleiter habe.

Daheim wieder angekommen, suchte der Pfarrer, ermüdet und weil es schon spät in die Nacht hinein war, sein Bett auf, nachdem er der Haushälterin, die noch in der Küche auf ihrem Stuhl saß und ihren Gedanken nachhing, einige Worte der Beruhigung gesagt und festgestellt hatte, was es doch für Menschen auf dieser Welt gäbe. Der Schlaf kam ihm freilich nicht so rasch, wie er wünschte. Der furchtbare Abgrund, an dem er gestanden, tat sich seinem inneren Auge noch einmal auf, und während er sich vor Grauen schüttelte, dankte er in heißem Gebete Gott für die Rettung aus solcher Gefahr und für die neugeschenkte Freiheit, die es ihm ermöglichte, wieder aufzuatmen und sein Wort zu verkündigen. Aber mitten in seinem Beten mußte er innehalten und sich mit dem Sacktuch über die Stirne fahren, auf welcher der Schweiß mit einem Male in noch dickeren Tropfen stand, als da er am Tische drunten gesessen hatte: baute sich die Brücke zu seiner Rettung nicht auf lauter Lügen auf? Hatte er mit den Einbrechern nicht ein wahres Lügenspiel getrieben, dazu ein so selbstsicheres und selbstverständliches, daß er's erst hintennach gewahrte? Er wälzte sich in schrecklichen Stößen hin und her und wußte nicht mehr zu sagen, ob es Gott oder der Teufel war, der ihn gerettet hatte. In seiner Bedrängnis griff er nach dem Rosenkranz und ließ ihn wohl hundertmal in dieser Nacht durch seine nassen Finger gleiten; das brachte ihm freilich nur die halbe Erlösung, bis er den Entschluß faßte, seine Sünde dadurch zu sühnen, daß er sich selbst auf offener Kanzel anklagen wollte als einen frevelhaften Abtrünnling an der eigenen Lehre. Hierauf schlief er dann ermattet ein.

Aber am anderen Morgen, als er beim Frühstück saß, just am selben Platze, wo er gestern die Hilfe erwartet hatte, und die Aprilsonne fröhlich in den Kastanienblättern glänzte, dachte er wesentlich ruhiger über das Vergangene nach, ja, er mußte sich gestehen, daß er sich gar nicht klar darüber war, ob er, wenn die Burschen jetzt im Nebenzimmer lauerten, nicht genau so handeln würde, wie er getan. Er konnte sich doch nicht einfach ausrauben, totschlagen oder erwürgen lassen! Und wer konnte sagen, ob nicht jetzt schon irgendwo in der

Nachbarſchaft ein unſchuldiges Opfer in ſeinem Bette erwürgt lag? Als nun gar Emilie die Zeitung brachte, in der unter der Rubrik „Stadt und Land“ zu leſen war, daß durch die Klugheit und Geiſtesgegenwart des Pfarrers von Bernrain zwei gefährliche Einbrecher, die ſich in der Tracht von Kloſterfrauen bei ihm eingeſchlichen hätten, nämlich der Xaver Lang aus München und der Emil Federi aus Schwyz, von denen der erſtere im Verdacht des Raubmordes ſtünde, der Gerechtigkeit in die Hände gefallen ſeien, da glitt ein befriedigendes Schmunzeln über ſein Geſicht, und er ſagte zu Emilie, er wolle es ſo, wie es gekommen ſei, als gute Fügung der Vorſehung nehmen, mitſamt dem chineſiſchen Tee. Auch unterließ er's, ſeine Würde auf der Kanzel preiszugeben; nur ſagte er in der Predigt, die er am nächſten Sonntag vor gefüllter Kapelle hielt, die Wege des Herrn ſeien wunderbar, und es ſei dem Sterblichen nicht immer vergönnt, in ihren Sinn einzudringen. Auch könne er ſeinen Fuß nicht immer ſo aufſetzen, wie er wollte und möchte, es gebe Augenblicke im Leben, wo er gezwungen ſei, von der Straße abzuweichen und Feldwege zu gehen, aber wenn er nur immer wieder auf ſie zurückkehre und den Blick vorwärts richte, ſo komme er zuletzt doch ins Himmelreich. Die Bauern, denen wohl bekannt war, wie er die Einbrecher gefangen hatte, und die aus Hochachtung darüber wiedergekommen waren, auch ein wenig, weil ſie ſich ſagten, es wäre doch ſchade, wenn jetzt ihr Pfarrer mit eingeſchlagenem Schädel hinten auf dem Friedhöflein läge, nickten mit ihren Köpfen zu ſeinen Worten und führten den Wein, den er ihnen reichte, um ſo lieber an ihre trockenen Lippen, als er nun jenen Tropfen enthielt, der ihn vor Süßigkeit und Bitterkeit in gleicher Weiſe bewahrt und verhindert, daß er ſich zu raſch zerſetzt oder dem Gaumen über wird. Selbſt der Tagelöhner, der einen gnädigen Blick bekommen hatte, ließ vergnügt ein Tröpflein in ſeinen Becher fallen, und ſo konnte es nicht ausbleiben, daß der Parrer bald ein beliebter Pfarrer war und nicht mehr als ein Hecht, ſondern als der größte und geachtetſte Karpfen galt unter den Karpfen von Bernrain.

Otto Ehinger

Ein Riese

In dem windigen Bretterverschlag, welcher der Magd eines Bäuerleins zur Schlafstelle diente, kam er eines Nachts rasch, ohne Hebamme, zur Welt. Es war just vier Wochen vor der Hochzeit seiner Eltern.

Sechsundachtzig Jahre lebte er dann auf den Halden des gleichen Bodenseenestes.

Täglich fünfmal bitten dessen Bewohner den lieben Gott, er möge sie in seinem ebenso häufigen wie gerechten Grimme doch nicht in seine Hölle stecken. Nur drei Lehrer und *er*, der Rebmann Baptist Falz, bettelten nicht. Aber er *allein* hat die trotzige Wahrheit mit seinem *Herzen* gefunden, ohne Worte, Gedanken oder Gelahrtheit.

Im letzten Jahr drückten ihn die Tage und die Nächte, und kein Trunk wollte ihm mehr munden.

Da jagte er die mißgelaunte Seele aus dem Leib.

Besiegung des Todes.

Das Spitalgebäude stand hell in der Nacht hinter den schwarzen Tannenspitzen, die aus dem dunklen Stadtgraben heraufragen.

Die alterskranken Armen — die schließlich daran sterben, daß der Körper das ganze Leben lang mehr bezahlen muß, als er empfängt — und die bei der Arbeit Verunglückten, denen man die zerrissenen Glieder wieder heilte, schliefen oder lagen mit offenen Augen im Finstern. Die ärmlichen Fenster, die in drei Reihen übereinander liegen, waren nachtschwarz bis auf eines.

Dort stönt der greise Baptist alle Minuten so laut auf,

daß die Nachbarn drüben über dem Graben nicht einschlafen können. „Hmm —! Hmm —!"

In dem Zimmer stehen zwei Betten. Im einen liegt still ein Landstreicher in rotgestreiftem sauberem Wollhemd. Im andern der Baptist.

Er drückt seinen kurzgeschorenen weißen Kopf in die Kissen, krümmt den Körper, stemmt die Fäuste von unten gegen die Brust und stöhnt zornig: „Hmm —! Hmm —!"

Am Nachmittag ist er angewankt in seinen Sonntagskleidern. Morgen sei er tot, hat der Arzt gesagt.

Am Bett sitzt die barmherzige Schwester und betet still, und hinter ihr stehen seine Söhne und sein Neffe. Die Söhne, von des Vaters Art, schauen dem Todeskampf ruhig zu. Der Neffe aber redet.

„Baptist, Baptist, wollt Ihr dem Herrn Pfarrer immer noch nicht beichten? Denkt doch endlich, endlich ans Sterben! Ihr könntet einen guten, schönen Tod haben, wenn Ihr beichten tätet! Unser Herrgott tät es gnädig mit Euch machen im Fegfeuer, weil Ihr schon so alt seid!"

Im Hirn des Kranken aber wird die Schlacht von Waghäusel geschlagen. Die verwundeten Schweine schreien in dem Stall, hinter dem er liegt. Immer neue Kugeln hämmern die Preußen von drüben in die Bretter und bohren sie in die aufquietschenden Tiere — —

Dann ist er in der getünchten Kammer mit dem Kruzifix und Papst Pius dem Neunten in Oeldruck. Seine Frau kriegt ein Kind und schreit gerade hinaus. Er setzt sich aus Versehen mitten in den Myrtenkranz und auf das weiße Kleid, die vom gestrigen Hochzeitsfest her noch auf dem Stuhl am Fenster liegen.

Auf dem Feld draußen fällt währenddessen sein lieber Schecke um, der sich am jungen Klee überfressen hat, und zerreißt sich den Magen — —

Der Neffe rührt ihm an die Schulter. Da gerät er in Zorn.

Hat er nicht jedes Glas Wein für seine Räusche bezahlt, so wie es recht ist? Und immer gearbeitet? Wenn der Geistliche den Teufel auf einen ehrlichen Mann loslassen will — —

„Du und der Pfarrer, Ihr könnt mir alle beide — —!" ruft er so laut, daß die Schreiner- und

Schuhmachermeiſter in ihren Betten überm Stadtgraben drüben jede Silbe verſtehen und ſchaudernd Licht anzünden.

„Ich ſterb' überhaupt, wann ich mag!"

Man weiß nicht recht, wie ſich der Baptiſt anſtellte, als in jener Nacht der Tod ſich zeigte. Die Männer waren fortgegangen und die Nonne gerade ein wenig eingeſchlummert.

Jedenfalls hat er eine Woche ſpäter wieder gearbeitet in den kahlen Reben über dem See, durch die zwiſchen Winter und Frühling der naſſe Föhn fauchte.

Aber ſeine Lebenskraft war gebrochen.

Der Fall.

Die heißen Türme der alten Ringmauer und der Kirchen und Schlöſſer des Städtchens ragten weißlich aus den Weinbergen, in denen die Sonne kochte. Nichts lebte an jenem Sonntag Nachmittag in den Gaſſen, in denen die heiße Luft ſtille ſtand.

Aber aus den Schenken am Markt tönte Geſchrei und Lachen, gedämpft durch die geſchloſſenen Fenſter, in den Sonnenbrand.

In der Germania ſaß der Baptiſt unter den Bürgern. Er verſuchte wieder einmal, mit Wein die Stricke zu ſprengen, die ihm der Tod im Winter um Hirn und Bruſt gelegt hatte.

„Ihr ſolltet ein wenig warten, Baptiſt!" ſagte das gutherzige Friedele, als er das zehnte Glas verlangte.

„Nein! Heut muß er verſaufen, der drin hockt in mir!"

Aber am Abend geht er — — beſiegt.

Während die eine Hand nach dem eiſernen Geländer neben den drei Steinſtufen tappt, trägt die andere ſorgfältig einen gefüllten Weinkrug.

In der Mitte des Marktplatzes wird ihm die Gewißheit, daß er fallen werde.

Nie im Leben war etwas ſtärker als er: Kein Baum, den er fällen, kein Stein, den er heben wollte! Nur die Preußen — — —

Er ſtreckt die gekrallte Hand in die Luft und ſchreit im Zorn: „Häuſer her!! Häuſer her!! Häu—ſer —!"

Einen Augenblick ſcheint es ihm, als ob ſich die alten Mauern wirklich bewegten. Aber es iſt eine Täuſchung. Mit einem Fluch klatſcht er auf die Erde hin.

Seine Schulter iſt zerſchlagen, — den vollen Weinkrug hält er hoch empor.

So liegt er auf dem Pflaſter und ſieht die runden Rücken der Kieſel direkt vor ſeinen Augen. Verſtohlen lachende Kinder ſtellen ſich um ihn her. Ein Geſchmack von Schande kommt ihm in den Mund.

Einige Bürger kommen eilig aus dem Wirtshaus. „Ja Baptiſt! Du!" Und ſie wollen ihn aufheben.

Der Mann am Boden hebt den finſteren Kopf: „Liegen laſſen! Liegen laſſen! — — Charakter bis zum Verrecken!"

Dann ſinkt das Haupt wieder zurück, während die feſte Rechte den vollen Weinkrug hochhält.

Eine Stunde ſpäter geht er ſtill nach Hauſe, allein.

Selbſterlöſung.

Ende des Jahres ſaß er an einem warmen Dezembertag auf der Schwelle ſeiner Haustür, an den alten zernarbten hölzernen Pfoſten gelehnt. In ſeinen langen knochigen Armen hielt er den jüngſten Enkel, der ein halbes Jahr alt war und mit runden Augen aus dem weiß- und rotgeſtreiften Kiſſen herausſchaute.

Er hielt das Kind leicht und behutſam: Er haßte nur ſich ſelbſt, ſeit ihm die üble Laune, von dem Klumpen auf ſeiner Bruſt her, Tag und Nacht durch alle Glieder kroch.

Ein paar Mädchen kamen aus der Schule durch die Gaſſe.

„Oh das iſt 's Joſephlein," ſagte die mit den roten Zöpfen, lief die Stufen hinauf und nahm dem alten Mann nach einem fragenden Blick das Kind aus den Armen. Sie gab dem Säugling in überzärtlichem Ton viel Koſenamen und Ermahnungen, und die Andern betrachteten ihn wie junge Mütter. Sie frugen den alten Mann dies und das, und er antwortete ihnen bedächtig, wie großen Leuten.

Knaben aus der Nachbarſchaft ſtellten ſich in den Kreis. Ein großer zottiger Hund, der mit ihnen befreundet war, drängte ſich wedelnd vor, leckte dem Baptiſt die Finger, die das Kiſſen wieder umſchloſſen, und legte ſich vor ihm nieder. Die Buben ſpotteten, nach Baptiſts Beifall lüſtern, über die Mädchen, ſprachen von Arbeit und Kraft, ſtellten ſich in Poſen und ſpuckten.

Zuletzt flog auch die ſchwarze Krähe Jakob herbei, welche ſich von den lieben Menſchen auch nicht trennen konnte, als ihr die geſtutzten Flügel wieder gewachſen waren. Sie hatte den Lärm auf einer benachbarten Dachrinne gehört und ſetzte ſich nun dem Greis krächzend auf die Schulter.

Die Nachbarn ſahen aus Stalltür und Fenſter herüber und grüßten. Aus dem Innern des Hauſes kam die Schwiegertochter, groß und friſch und ſtark, ſah verwundert auf die Verſammlung nieder und ſagte lachend: „Na Vater! Ihr ſitzt da wie die Heiligen in den Büchern, und Leute und Vieh ſtehen um Euch her!“

Und nach einer Weile flüſterte ſie begütigend: „Seid doch froh! Wenn die Sau verkauft iſt, geht Ihr nach Einſiedeln! Ich richt' Euch die Wäſche ſchön her. Die Mutter Gottes hilft Euch ſicher! Unſere Kinder brauchen deswegen nicht gleich Hunger zu leiden!“

Da zerriß der böſe Schleier von Mißbehagen, der ihn umſchloß, für einen Augenblick. Seine Bruſt ſchmerzte ihn, daß ihm das Waſſer in die Augen kam. Er ſchielte nach dem Weib und nach den hell- und dunkelblonden Köpfen vor ſich und wollte vergehen vor weher Dankbarkeit gegen die Welt... Zuerſt ging die Frau, dann die Buben mit dem Hund, dann die Mädchen, und am Ende flog auch Jakob davon, der die laute Geſellſchaft liebt.

Der unheilige Alte ſaß allein mit dem Kind und ſah wieder in ſeine reinen, ſchönen, leeren Augenſterne.

Und da löſte ſich ſein müder Geiſt von der Welt. Es war ihm, als habe er ſich ein Jahr zu lang verweilt und müſſe eiligſt gehen: er ſtahl den andern ja die Fröhlichkeit!

Schenken, ſchenken konnte er nur mit ſeinem Tod...

Am andern Morgen erwacht die Schwiegertochter um vier

Uhr. Sie hat die Stalltür leiſe gehen hören. Haſtig ſchleicht ſie im Hemd hinaus und taſtet ſich leiſe durchs dunkle Haus.

Der Alte ſteht auf einem Schemel hinten bei der letzten Kuh und ſpäht nach der Nahenden, während er den Strick wieder vom Balken an der Decke zieht.

„Um Gotteswillen, Vater!“ iſt alles, was die Entſetzte ſagt. Dann läuft ſie zurück, holt ihre Kleider und bleibt in ſeiner Nähe.

„Sie haben mich verjagt,“ erzählt er ein paar Tage ſpäter dem Friedele in der Germania. „Aber ich tu's ja doch.“

„Die Sünde, Baptiſt, ſo etwas zu ſagen! Die Sünde! Schämt Ihr Euch denn nicht?“

Er lächelt überlegen. „Davon verſtehſt Du nichts, Friedele. Keine Sünde ...“

Acht Tage darauf kam er abends nicht heim aus den Reben; den ganzen Tag hatte er gearbeitet für ſeinen Sohn.

Ein Fiſcher fand ihn durch Zufall ſchon am zweiten Morgen. Er lag im See, auf dem Grund des Uferwaſſers, kaum einen Meter tief.

Seine Knie waren gebogen und die Fäuſte umſchloſſen einen Stein, der ihn am Auftauchen verhindern ſollte. Er war alſo einfach niedergekniet und hatte den Kopf unter das Waſſer gehalten, bis er tot war. Die Wellen hatten ihn nicht umwerfen können, weil er auch noch bewußtlos und dann erſtarrt den Stein umklammert hielt.

— — — —

So hat dieſer Rieſe über Leben und Tod befohlen — —

Otto Frommel

Die blaue Blume

Sie hatten das Städtlein Weinheim im Rücken und schritten rüstig die Bergstraße gen Süd. Der Samstagabend läutete an den blütenschimmernden Hängen hin und goß mildes Gold über die dunkeln Odenwaldkuppen und das helle, von zartgrünen Saaten leuchtende Ebenengelände. „Bruder," sagte der Aeltere von den beiden, ein hochgewachsener Junge von etwa zwanzig Sommern, mit langem schwarzsträhnigen Haar und blitzenden Augen — „Bruder, mich dünkt, in diesem Garten, der sich da vor uns öffnet, müsse die blaue Blume blühen. Wenn irgendwo auf Erden, dann hier. Mir ist unbeschreiblich zumute."

Der andere, blonde, schmächtigere Wandergeselle sagte, darauf nichts, sondern rückte nur ein wenig an der Laute, die ihm an seidenem Band über die Schulter hing, und ließ die Finger durch die Saiten gehen: ein feines silbernes Getön, das melodisch in das Läuten der Dorfglocken fiel und rasch im leichten Abendwind versäuselte.

Ihm zitterte das Herz von Ungeduld, wenn er an das gedachte, was ihm die nächsten Stunden bringen sollten, und was ihm die Erfüllung früheſter Jugendträume bedeutete. Hastig, aufgeregt fragte er ein paar heimkehrende Bauersleute, wie weit es noch nach Heidelberg sei. und ob sie sich auf dem rechten Weg befänden.

Die Leute mochten den Norddeutschen nicht verstehen, denn sie schüttelten die Köpfe und zogen ihres Weges weiter. Sein dunkler Reisegenoß aber lachte und sagte: „Laß doch das Fragen, du Ungeduld. Wir kommen noch lange recht, und im Vorgenuß liegt doch die höchste Wonne." Wieder schwieg der Jüngere und holte mit seinen kurzen Beinen weit aus, so daß

sein Gefährte Mühe hatte, gleichen Schritt mit ihm zu halten.

So stürmten die beiden auf der staubigen Landstraße dahin, und bald lagen die stattlichen Dörfer Schriesheim, Dossenheim und Handschuhsheim hinter ihnen. Verwundert schauten die Dorfleute dem ungleichen Paare nach, das mit seinen samtenen Wämsern, wallenden Haaren und mächtigen Federhüten aus einer andern Zeit zu stammen schien.

„Es sind Studenten," sagte der Wirt vom Goldenen Laub in Handschuhsheim zu seinem Nachbar, dem Bachlenz. „Das ist jetzt die neueste Mode, herumzulaufen wie die Junker in der Ritterzeit in Seide und Samt."

„Und ich wett'," gab ihm der Bachlenz zur Gegenrede, „daß es Musikanten sind. Der eine hat ein Hörndel über dem Buckel hängen und der andere eine Zupfgeige."

„Und ich bleib' dabei, daß es Studenten sind; Musikanten und Studenten, das hat nicht weit voneinander gebaut. Lustig Blut und kein Geld im Sack. Das gilt von den einen wie von den andern."

Einholen und fragen konnte man die Wanderer nicht mehr, denn die liefen schon durch die engen Gassen von Neuenheim und ließen sich den frischen Ostwind um die heiße Stirn wehen, den das weitgeöffnete Tal des Neckar wie einen Vorboten seines Stromes entsandte.

Und nun standen sie an seinem grünen Ufer und schauten hinüber auf die Stadt, das Schloß, die bewaldeten Höhen, und eine solche Andacht kam über ihr Gemüt, daß sie die Federhüte abnahmen, also daß der Wind in ihren langen Haaren wühlte und sie wie ein schwarzes und goldenes Fähnlein von ihren Häuptern abstanden.

Der Blonde wollte sich kurzerhand in den Fluß stürzen und hinüberschwimmen. „Ich will mir", rief er begeistert, „die Braut erobern wie Leander seine Hero. Da hast du meine Laute und mein Ränzel. Du kannst es mir über die Brücke tragen, die dem Philister den Weg in die Stadt weist." Da lachte der Aeltere, nahm den Kleinen beim Arm und führte ihn wie einen Schulbuben talaufwärts, bis sie vor der gewaltigen Steinbrücke standen, die sich in kühn geschwungenem Bogen über die eilig dahingleitenden Neckarwellen wölbte.

„Das ist keine Philisterbrücke," sagte der Schwarze, „das ist ein Götterſteg. Schau, hier hält Pallas die Wacht und ſtreckt dem friedlichen Wanderer den Schild mit dem Haupt der Meduſa entgegen. Wir brauchen uns aber nicht vor ihm zu fürchten."

Sie betraten langſam die Brücke und machten öfters Raſt, benommen von der Gewalt der Bilder, die ſie von allen Seiten bedrängten. Aus dem Strom wuchs, von Türmen und ſpitzen Giebeln überragt, die altersgeſchwärzte Stadt. Uber der Stadt aber hingen rings im Umkreis die jäh abfallenden Hänge der Hügel und Berge, deren höchſter, dichtbewaldeter, ſich liebend herabneigte zu dem majeſtätiſchen Schloß, das wie ein Adler über einer Kante des vorſpringenden Berges horſtete. Dünſte des Abends miſchten ſich mit dem bläulichen Rauch der Kamine, und eine ſanfte Glut wogte von draußen, von der Ebene, hinter der die Sonne langſam hinabſank, in die Talmulde, alles in violette und rötliche Schleier hüllend.

Der Jüngere wollte nicht von der Stelle weichen. Seine träumenden blauen Augen hingen feſt an den mächtigen Konturen der Türme und Paläſte, die wie die Trümmer einer Märchenburg von ihrem Hügel herniederdrohten und ſeine Seele in mächtige Wallung verſetzten. Sein Geiſt baute geſchäftig das zerbrochene Schloß wieder auf und bevölkerte es mit einer glanzvollen Inſaſſenſchaft von prächtigen Fürſten und herrlichen adeligen Frauen.

Da ſchreckte ihn ein Schlag von der flachen Hand ſeines Reiſegenoſſen auf: „Brüderlein, wir wollen jetzt in das alte Neſt hineinſchlupfen und erkunden, was es Eßbares und Trinkbares darin für uns gibt, und wo wir dieſe Nacht unſer Haupt niederlegen mögen."

Und ſie tauchten durch das Turmtor in die nun völlig von grauer Dämmerung erfüllte Stadt, in der ſie bald ein einladendes Quartier unweit der Heiliggeiſtkirche am Markt ausfindig gemacht hatten.

Als ſie in der niederen Gaſtſtube ſaßen und ein ſchlankes Mädchen ihnen die runden Gläſer, gefüllt mit Rheinwein, hinſtellte, da führte der Schwarze ſeinen Römer bis dicht unter die Naſe, ſog den berauſchenden Duft wollüſtig ein und ſagte bedächtig, bevor er von dem edlen Gewächs koſtete: „Hier, in

dieſem Gold blüht ſie, die blaue Blume. Ich atme ihren Duft und ſehe auf dem Grund meines Bechers ihren zartſchimmernden Kelch. Darum glückauf! Bruder, wir ſind am Ziel unſerer Fahrt!"

Der Blonde lächelte und nippte nur wenig von dem Wein, den er nicht gewöhnt war. „Ich ahne die blaue Blume ganz wo anders," ſagte er und ſtellte ſein Glas auf den Tiſch. „Nach meinem Gefühl blüht ſie droben im Hof des alten Schloſſes unter den Trümmern geborſtener Säulen und umgeſtürzter Standbilder. Wenn es dir recht iſt, wollen wir nach dem Eſſen hinaufgehen und ſie ſuchen."

Da machte der Schwarze eine heftige Bewegung mit der Hand, ſo daß er beinahe ſein Glas umgeſtoßen hätte, und knurrte: „Was, heute nacht noch aufs Schloß und unter Kröten und Unken nach Blumen ſuchen? Ich danke. Das magſt du allein beſorgen. Ich bleibe hier, allwo ich es köſtlich finde, und erquicke meinen Leib mit Speiſe und Trank und lege ihn alsdann in das treffliche bequeme Bett, das mir die Jungfer vorhin gewieſen. Und morgen geht's aufs Schloß. Damit baſta!"

Wenn dieſer Ton angeſchlagen ward, gab es kein Widerſprechen. Darum fügte ſich der Blonde ſchweigend und trank langſam ſein Weinglas aus, indes ſein Gefährte es ſich bereits zum dritten Male hatte füllen laſſen. In ſeinen Gedanken aber wandelte er im Mondſchein den ſchmalen Burapfad empor, trat durch dunkle Tore in den verlaſſenen Schloßhof und atmete den Geiſt der alten gewaltigen Zeiten, mit denen verglichen ihm ſeine eigene vorkam wie ein mattes Abendrot nach einem Tag voll Sonne und Kraft eines leuchtenden Sommerhimmels.

*

Am andern Morgen war er längſt aus den Federn, als ſein Kamerad noch den Schlaf des Gerechten ſchlief. Er nahm ſich kaum Zeit zum Frühſtück, ſo ſtark zog es ihn hinaus in den klaren kühlen Aprilmorgen. Er ſtand auf dem ſtillen Marktplatz und ſchaute andächtig zu den hohen Spitzbogen der Heiliggeiſtkirche empor, um deren roſtbraunes Gemäuer weiße Tauben flatterten, und von deren Dachreiter das Glöckchen

die Frühmesse kündete. Die Kaufläbchen, die wie Vogelnester zwischen den Strebepfeilern der Kirche klebten, waren des Sonntags wegen geschlossen. Auch sonst regte sich wenig Leben, als plötzlich aus einer Seitengasse ein eigenartiger Zug hervorquoll und die Hauptstraße mit fröhlichem Lärm erfüllte: ein Trupp von etwa zwanzig bis dreißig Kindern, die besträußte und bebänderte Stecken in den Händen hielten, sang ein Lied, von dem der Blonde keine Silbe verstand und das folgenden Wortlaut hatte:

Schtri, Schtra, Schtroh,
Der Summadag is do,
Summadag Schtaab aus.
Em Winner gehn die Aage aus,
Hör die Schlüssel klinge,
Solle uns was bringe,
Was dann? Rode Wei
Un Brezel drei.
Was noch dazu?
Paar neue Schuh.
Schtri, Schtra, Schtroh,
Der Summadag is do.

An der Spitze des Zuges schwankten zwei Pyramiden einher: eine aus Stroh geflochtene, die den Winter, und eine mit Tannengrün umwobene, mit bunten Bändern gezierte, die den Sommer darstellte. Denn es war gerade der Sommertag, an dem die Kinder in Rudeln die Stadt durchzogen, singend und ihre lustigen Stecken schwingend.

Der Blonde gab sich all diesen Eindrücken mit ganzer Seele hin. So hatte ihn seine Hoffnung, hier im Süden noch den Quell des deutschen Volkslebens rauschen zu hören, nicht getäuscht. Er sog mit Wollust das unliebliche Geschrei der Kinderstimmen ein, die ihr „Summadag Schtaab aus" immer wilder und frecher sangen, um die Bürger aus dem Schlafe aufzuwecken, und dazu mit ihren blechernen Geldbüchsen einen höllischen Lärm verursachten.

Sie erreichten auch ihren Zweck, denn bald öffnete sich hier ein Laden, dort ein Fenster, und Köpfe mit Zipfelmützen

und Nachthauben wurden sichtbar. Die Sonne war nun auch über den Königstuhl heraufgezogen und goß Wärme und Glanz auf das immer breiter sich entfaltende Leben, in dessen Strom der Blonde selig untertauchte. Rasch verging ihm der Morgen, und als er endlich in sein Gasthaus zurückkehrte, fand er seinen Gesellen hinter einer dampfenden Schüssel, die ein fettes Huhn in einer goldgelben Brühe barg und die Stube mit lockenden Düften erfüllte.

„Man weiß hier im Lande der Romantik auch eine gute Küche zu führen," lachte der Lange behaglich, der sich den Morgen auf seine Weise mit langem Schlafen, Rauchen und Aus-dem-Fenster-gaffen vertrieben hatte, und es ganz zufrieden war, daß ihn dabei niemand störte.

„Greif zu, Junge, iß, laß dir's schmecken! Heute mittag auf dem Schlosse sollst du was erleben." Der Blonde konnte es schier nicht erwarten, bis die Herrlichkeiten des Mahles bis zu den Schmalzküchlein und der Linser Torte durchgekostet waren, und der Lange sein Waldhorn über die Achsel hing und in mächtigen Schritten zur Tür stapfte.

Es war ein wundersam gelinder Frühlingstag. Die Frische des Morgens war einer wohligen Wärme gewichen, und auf Dächern und Turmspitzen der Stadt lag das junge Licht des April wie ein sanftes Gewirke goldener und silberner Fäden. Durch enges Häusergewinkel führte der schmale und steile Weg empor zur Burgruine. Als sie oben angelangt waren und ihre Blicke über das gesegnete Pfälzer Land flogen, da griff der Schwarze zu seinem Horn, setzte es an die Lippen, hob seine mächtige Brust und ließ eine Fanfare erschmettern, wie sie wohl seit den Zeiten des Jägers aus Kurpfalz dieses Tal nicht mehr vernommen hatte. Als er dasselbe in Zwischenräumen noch einmal und noch einmal wiederholte, da geschah, wie er es gewollt: von allen Seiten strömten die Leute herbei, alt und jung, Mädchen in lichten Frühlingsgewändern und Burschen im sauberen Sonntagskittel, Kinder, die Sommertagstecken mit Ei und Brezel darauf, in den Händen schwingend und alte Mütterlein mit grauem Haar. Alle wollten sehen, was es gäbe, und folgten den Zwei durch das dunkle Torhaus über die hohe Brücke in den Schloßhof, den junges Grün und der zarte Schimmer weißer Blüten erfüllte.

Da ſtand nun der Blonde und preßte die Hand auf ſein Herz, das in Sprüngen klopfte, ſo ſeltſam und ſo beklommen war ihm zumute. Denn hinter ihm war alle Gegenwart verſunken, und greifbar, in ſinnlicher Weſenheit tauchte der Traum der Romantik vor ihm auf. Ernſt und ſchweigſam, aber verklärt von der Sonne dieſes Apriltages und der Bläue des ſeligen Himmels, ragten die ſtolzen Häuſer, Mauer an Mauer, Giebel an Giebel, von den mächtigen Maſſen wehrhafter Türme überragt. Dieſe hier feſt und trutzig, als wollten ſie einer Feindesſchar Widerpart bieten, jene dort finſter und unheimlich, als hätten ſie ein furchtbares Geheimnis zu hüten, und dort drüben endlich eines, durch deſſen filigranartig durchbrochenes, in heiter fließende Linien aufgelöſtes Mauerwerk der Aether lächelte, ein Haus, als hätten es höhere Weſen erſtellt, ſo geiſtig, ſo unkörperhaft, von einer ſolch himmliſchen Glückſeligkeit ſeiner Farben und Formen.

Ein Lächeln ging über des Blonden Geſicht, und leiſe fingen ſeine Hände an mit den Saiten ſeiner Laute zu ſpielen.

Ehe er ſich's verſah, fiel das Waldhorn ein, in ſanften tiefen Tönen, aber allmählich anſchwellend und die weiten Räume des Schloßhofes mit dunklem Wohlklang erfüllend. Aber das alles war nur ein formloſes Präludieren. Bald ging die Muſik in einen Tanzrhythmus über, und ohne daß es einer Ermunterung bedurfte, faßten die Burſchen die Mädchen um den Leib und bewegten ſich mit ihnen über den von hohem Wildgras und Blumen ſchwellenden Boden nach dem Takte der Muſik. Endlich, als alle nach Herzensluſt gewalzt hatten, ſchlugen die beiden Muſikanten wieder ernſtere Töne an, und nun begann der Schwarze mit ſeiner tiefen machtvollen Stimme alle die innigen und herzandringenden Lieder zu ſingen, die des Knaben Wunderhorn gerade damals zur Freude aller ſangesfrohen Deutſchen in morgenfriſcher Klarheit entquollen waren. Der Blonde aber ſpielte die Laute ſo lieblich und mit einer ſolchen Inbrunſt ſeines Gefühls, daß manches Auge zu leuchten und manche junge Wange ſich tiefer zu färben begann.

Inzwiſchen hatte der Schloßhof ſich immer mehr gefüllt, und es war ein Drängen und Wogen der Menſchen, wie es wohl vor Jahrhunderten nicht feſtlicher und fröhlicher geweſen

ſein mochte, wenn Ritter und Knappen, Edelfräulein und junge Paaen zum Feſtſpiel da verſammelt waren, und die Kurfürſten von hohem Erker herniederſchauten in das feſtliche Gewimmel.

Als aber der Abend nahte und die kühleren Lüfte das lang herabwallende Gezweig der feingliedrigen Trauerweiden bewegten, da nahm das Volk die beiden Muſikanten in die Mitte und geleitete ſie in feierlichem Zuge zu ihrer Herberge zurück. Dort blieb man noch bis tief in die Nacht beiſammen, ſang, trank, tanzte und war guter Dinae. Und wie es endlich zum Scheiden kam, flocht eine liebliche Jungfrau, eines ſtattlichen Heidelberger Bürgers Kind, jedem der beiden einen Kranz ins Haar: dem Schwarzen eine kräftige Ranke des Efeus, der in dichtem Gewirr die Rieſenglieder des Schloſſes umſpann, dem Blonden ein zierlich geflochtenes Gewinde von Immergrün und friſchen Veilchen, wie ſie zur Frühlingszeit die Wieſenhänge des Schloßberges wie blaue Inſeln bedecken. „Zum ewigen Angedenken an Heidelberg," ſagte ſie, „und zum nie verwelkenden Dank für den Geſang im Hofe des Heidelberger Schloſſes." Nachdem alle hinweggegangen und die beiden Wandergeſellen in der nächtigen Stube allein waren, nahm der Schwarze, der ſich ſein Glas noch einmal hatte füllen laſſen, ſeinem Freunde den Veilchenkranz aus dem blonden Haar, betrachtete ihn lang und ſetzte ihn wieder behutſam an ſeine Stelle, indem er dazu dieſe Worte ſprach: „Zu Heidelberg blühen der blauen Blumen viele, im Wein, an den Hängen der Berge, droben zwiſchen den Mauern der alten Kurfürſtenburg. Aber die ſchönſte, dünkt mich, ſahen wir vorhin in den beiden blauen Augen, die uns anſchauten, als zwei weiße Hände uns dieſe Kränzlein in die Stirn drückten. Was ſagſt du, Bruder?"

Der Blonde nickte und ſchaute wie geiſtverloren in eine dunkle Ecke. Dann erhob er ſich von ſeinem Stuhl, ſchlich ſich zur Tür und ſagte traurig, indem er ſich zum Schlafengehen wandte: „Morgen um dieſe Zeit werden die blauen Blümlein alle verwelkt ſein." Denn des andern Tages gedachten die beiden Reiſegeſellen die Stadt am Neckar wieder zu verlaſſen, und wer konnte wiſſen, ob ſie je wieder dahin zurückkehren würden? — —

Karl Heſſelbacher

Das tapfere Schneiderlein von St. Georgen

Ein Stücklein aus dem „tollen Jahr" 1848

Ja, 's war ein tolles Jahr. Man hat nicht mehr gewußt, wo einem der Kopf ſteht bei uns in Baden. Mancher, der ſonſt nicht einmal ein Huhn hat ſchlachten können, hat ſich einen grauſamen Schleppſäbel um die männliche Lende gebunden, und die guten Bürgersleute, die ſtundenlang am Schloß in Karlsruhe geſtanden haben, um den „liewe Großherzog" zu ſehen, haben angefangen, über Tyrannenſeelen zu ſchimpfen. Die Leutchen, die ſich recht und ſchlecht durchs Leben plagten auf ihren ſteifbeinigen Kontorſeſſeln und in ihren Werkſtätten, ſind halbe Tage lang beim Frühſchoppen geſeſſen und haben gemeint, mit Hecker und Struwe komme das Paradies ins Ländle, wo die gebratenen Tauben einem geradewegs in den Mund fliegen. Und wie erſt die proviſoriſche Regierung in Karlsruhe eingezogen war! Auf allen Schwarzwalddörfern ſah man das Bild der vierſpännigen Herrenwagen, in denen die hahnenfedergeſchmückten Schlapphüte winkten und die roten Schärpen leuchteten und die wilden Vollbärte Ehrfurcht erweckten. Durchs Land flog ein Befehl an alle Pfarrämter, im ſonntäglichen Gottesdienſt ſei hinfüro nicht mehr für den „geweſenen Großherzog" zu beten, ſondern für die proviſoriſche Regierung. Die alt Anemei in Hirſchbrunnen ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und erzählte: „Heut hat der Pfarrer für dieSchullehrer gebetet!" Denn im Schwarzwald hießen die Unterlehrer — Proviſor!

Aber alle machten den „Rummel" doch nicht mit. Auf vielen Dörfern ſaßen trutzige Pfarrherren. Ueber dem Schreibtiſch hingen gekreuzt der Schläger und der Säbel, und oben drüber

hing die Studentenmütze und das Korpsband. Da hinauf guckte das leuchtende Auge des Pfarrers: „Bin mein Lebtag meinen Weg geradeaus gegangen. Niemand durfte mich vom breiten Stein herunterstoßen. Soll ich jetzt anfangen, mich zu fürchten? Auf meine Mannesehre darf kein Spritzer kommen. Ich tu nur, was ich vor meinem Gewissen verantworten kann!"

Und sie standen wie die Helden auf der Kanzel, und ihre Stimme klang hell, als sie beteten: „Nimm in deine allmächtige Obhut unseren Großherzog und sein ganzes Haus!" Als der Bürgermeister von Bergbach zur Kanzel hinaufrief: „Wir haben keinen Großherzog mehr!" — da sagte der Pfarrer: „Hier in diesem Hause regiert unser Herrgott und nicht der Bürgermeister. So lang unser Herrgott den Großherzog nicht abgesetzt hat, beten wir für den Großherzog!"

Auf dem Schwarzwald in St. Georgen saß mein Großvater als Pfarrer. Die alten Leute im Städtchen wissen jetzt noch zu erzählen, wie er stolz aufgerichtet durch die Straßen ging und seine schwarzen Locken im Winde flogen. Kein Schnee lag zu tief und kein Nordwind war zu scharf, wenn es hieß, zwei Stunden weit zu einem Kranken auf einen abgelegenen Hof zu gehen.

Aber als des reichsten Bauern Tochter zu Unehren den Brautkranz aufsetzte, ging der Pfarrer nicht in die Kirche, bis der Brautkranz abgesetzt war.

Am Abend saß der Großvater am Schreibtisch und schrieb. Da klirrt die Fensterscheibe, und ein tüchtiger Mauerstein fiel neben der Studierlampe nieder. Ruhig ließ der Pfarrer ihn liegen.

Acht Tage drauf kommt der Brautvater, zieht den schweren Geldbeutel: „Herr Pfarr, was ist der Lohn?"

Der Großvater deutet auf den Stein: „Bin schon bezahlt. Wollte schon lang einen guten Briefbeschwerer, damit die Papiere, die von Karlsruhe kommen, nicht so schnell davonfliegen. Z' oberst liegt eins in dem mich die Behörde nach den näheren Umständen auf der Hochzeit des Berghuber fragt. Nun habe ich den Briefbeschwerer. Gott befohlen, Berghuber!"

Der Großvater betete auch nicht für die provisorische Regierung. Trägt nicht des Berghubers Micheli, der jüngste Viehknecht, bei Nacht und Nebel einen Brief ans „Amt" in Tri-

berg? Und ſchleicht nicht eine Woche ſpäter morgens vor Tag eine ſchwere Kutſche langſam den ſteilen St. Georgener Bergweg hinauf? 's ſitzt einer von den Schlapphutträgern drin, und auf dem Bock ſind zwei gefährlich ausſchauende Burſchen mit Schleppſäbeln und Schnauzbart.

Aber der Schneider Ignaz Pfaff — gewöhnlich der „Schnidernaz" geheißen — unten am Berg hat für den „Großen Bauern" noch einen Tſchoppen zu machen und ſitzt ſchon in der Früh dran, weil er auf Kundſchaft in die Sommerau will und beizeit daheim ſein möchte.

„Lug, Vroni," ruft er ſeiner Frau, „was wollen die da in der Kutſch? Es iſt mir beinah', als wollten die zum Herre (= Pfarrer)?"

„Ha, freilich," antwortete die Vroni. „Die letzt' Woche haben ſie ja den Herre von Haslach bei Freiburg geholt und haben ihn zwiſchen zwei Gäul gebunden und ſpringen laſſen, bis er beinah tot geweſen iſt."

„Vroni, unſern Herre? Der voriges Jahr bei mir geweſen iſt, wie ich die Pocken gehabt hab', und alle im Städtle haben ſich gefürcht't, zu mir zu kommen? Und du haſt nimmer wachen können, weil du zu müd geweſen biſt? Dann iſt er kommen und hat bei mir gewacht, vier Nächt lang und ſein Mädli hat mir müſſen das Eſſen bringen? Und wie ich gemeint hab, ich müß' ſterben, hat er gebetet alle Liedervers und Sprüch — es war mir, als wäre ein Engel neben meinem Bett. Und dann hat er mich in naſſe Tücher gepackt und ganz tief ins Bett hineingeſteckt und hat geſagt: „Pfaff, bleibt liegen, mäusleſtill!" Und hat ſeine großen ſchwarzen Augen aufgemacht und mich angeguckt, daß ich mich nicht zu regen getraut hab! Und am anderen Tag bin ich beſſer geweſen und geſund worden! Den Herre wollen die Lausbuben fangen mit ihren großen Säbeln?" Und huſch heraus aus dem Hintertürlein, durch Obſtgärten und Hagebuchhecken das ſchmale Pfädlein geradenwegs den Berg hinauf, während die Kutſche mühſam die erſte Kehre der Landſtraße gewonnen hat.

Am Pfarrhaus läutet er ſacht, damit durch die großen Gänge des ehemaligen Kloſters der Schall nicht zu kräftig hallt. Zum Giebelfenſter ſchaut verſchlafen die Magd.

„Um Gotteswillen, ſchnell, der Herr ſoll kommen!"

Schon dreht ſich der Schlüſſel, und mein Großvater ſteht auf der Schwelle.

„Pfaff, Ihr? Was iſt? Hoffentlich kein Unglück daheim!"

„Herr Pfarrer, gucken Sie ins Tal! Dort drunten die Kutſch! Sie kommen und wollen Sie holen?"

„Wer will mich holen?"

Ein Blitz aus den Funkelaugen, und die ſtolze Geſtalt ſteht noch ſtolzer als ſonſt.

„'s nutzt alles nichts, Herr Pfarrer, 's ſind die Schleppſäbel! In der Kutſch drin hockt der Lausbub, der Schreiber beim Amtmann geweſen iſt und jetzt ſelber Amtmann ſpielen will, ſeit der Amtmann ins Franzöſiſche hinüber iſt. Schnell, ſag ich, Herr Pfarrer, Sie müſſen fort!"

Der Wagen gewinnt die zweite Schleife des Bergweges.

Im erſten Morgengrauen ſieht man ein mattes Funkeln.

Der eine Schlapphutburſch auf dem Bock hat ſeinen Säbel gezogen.

„Lieber Pfaff, jetzt iſt es zu ſpät! Wenn ich auch fortgehen wollte, ſie würden mich bald finden. Und ſie ſollen nicht ſchreien: Er hat durchbrennen wollen — wir haben ihn aber gekriegt."

„Herr Pfarrer, laſſen Sie mich machen! Geben Sie mir Ihren Schlafrock! Ich ſetze mich in die Studierſtube. Derweil die Kerle mit mir agieren, ſind Sie in Peterzell, und dann iſt's nimmer weit zur württembergiſchen Grenz!"

„Guter Mann — Ihr wißt nicht, wie die Menſchen mit Euch umgehen!"

„Herr Pfarrer,was haben Sie zu mir geſagt, voriq Jahr, wie ich ſo krank geweſen bin? Ein Schneider kommt überall durch, haben Sie geſagt. Und Sie haben recht gehabt. Wollen Sie denn partuh in den Kaſematten von Raſtatt verfaulen? Und jetzt ſag ich, ſchnell, ſchnell!" Der Pfarrer zögerte. Aber der Schneider hatte ihm mit ſchnellem Handwerksgriff den Schlafrock ausgezogen und holte vom Kleiderſtänder im Hausgang Rock und Hut. Nun gings durch den Garten und zum Hintertürlein hinaus!

„Herr Pfarrer, Sie haben voriq Jahr Ihr Leben an mich gewagt. Jetzt darf ich doch ein paar Rippenſtöße für Sie aushalten? Mehr gibt's doch nicht. Denken Sie an Ihre Frau

und die lieben Kinderle! Sollen die Wochen lang heulen und zittern um den Vater?"

Der Pfarrer riß den Schneider in seine Arme.

„Ihr seid eine goldtreueSeele. Das vergißt Euch Euer Herrgott nicht!" Und ist unter den dunkeln Waldbäumen verschwunden — nach Peterzell zu.

Der Schneider konnte noch einige wenige Worte mit dem vor Schrecken halbohnmächtigen Dienstmädchen wechseln und stieg rasch in des Großvaters Studierzimmer hinauf.

Inzwischen war der Wagen der „Regierung" vor dem Städtchen stehen geblieben. Man wollte kein Aufsehen erregen. Auch waren die St. Georgener nicht ganz „sicher".

So schrillte dann bald der Ton der Hausglocke zum zweiten Male durch die weiten Bogengänge des unteren Hausflures. Als das Mädchen öffnete, sprang der Führer der Expedition, in der Tat ein früherer Schreibergehilfe, mit vorgehaltener Pistole herein und schrie:

„Wo ist der Pfaff'? Er muß gleich mit! Ich fackle nicht!"

Das Mädchen erkannte den Schreier, sie hatte auf der letzten St. Georgener Kirchweih mit ihm getanzt.

„Ho, Eduard, nur nit so stolz! Wir könne schon ein bißli gut sein miteinander!"

Aergerlich rief der:

„Hab keine Zeit zum Spaßmachen! Wo ist der Pfaff'? Er muß gleich mit! Sag', wo ist er? Schnell! oder..."

Er hob die Pistole.

Das Mädchen lachte:

„Der Pfaff!? Droben ist er!"

Sie ging voraus und öffnete das Studierzimmer.

Im Dämmer sah man die mit Schlafrock und Käppchen bekleidete Gestalt hinter dem Schreibtisch.

„Sind Sie der Pfaff'?"

„Ja, der bin ich!"

„Sie haben sofort mitzugehen... Befehl von der provisorischen Regierung... Verdacht der Gehorsamsverweigerung... betreffs Kirchengebet... Gehen Sie augenblicklich mit oder ich lasse Sie fesseln... kann Ihnen nicht gestatten, daß Sie sich umkleiden und von Ihrer Familie verabschieden..."

Hastig sprudelte der „Offizier" die gut auswendig gelern-

ten Sätze heraus, die er sich auf der nächtlichen Fahrt ein paar Dutzend Male vorgesagt haben mochte. Der Schneider erhob sich und wurde die Treppe hinabgeführt. Vor dem Hause faßten die beiden „Schleppsäbel" ihn rechts und links. Im Laufschritt gings zum Städtchen hinaus, und dann rollte die Chaise den Berg hinunter.

Herr Eduard wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„So, Pfaff, das wär gelungen. Dich haben wir. Jetzt gehts in die Kasematten von Rastatt; dort kannst drüber nachdenken, ob man für den Großherzog betet oder für uns!"

Herr Eduard war ja jetzt auch ein Stück Regierung. Er nahm das Kirchengebet persönlich.

Der Gefangene antwortete keine Silbe auf des Herrn Eduard Aufschneidereien.

Als der Wagen zwei Stunden gefahren war, hielt er plötzlich.

„Was ist?" schrie Eduard zum Kutschenschlag hinaus.

Einer der „Schleppsäbel" stieg ab.

Wir wolle eins trinke, Herr Amtmann!"

Der „Herr Amtmann" mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Die „Schleppsäbel" bewachten abwechselnd den Wagen, während des Sommerauwirtes Heidelbeerschnaps die kalten Magen wärmte. Ein paar Bauern, die vorüber gingen, wurden großmütig eingeladen.

„'s kommt nit drauf an heut. M'r haben den Pfaff von St. Jürgen geholt. Er kummt uf Rastatt!"

Der Wirt machte große Augen.

„Potz tausend. Selb müßt ich auch sehen, wie der Jürgener Herr in der Gefangenenkutsch sitzt. Vor seine feurige Augen hab ich mich mehr als einmal gefürchtet."

Er ging an den Wagen und öffnete den Kutschenschlag. Die Bauern schlichen mit finsteren Gesichtern hinterdrein. Die Sonne schien hell übers Wirtshausdach gerade auf den Gefangenen.

Da fing der Wirt an hell aufzulachen und schlug sich mit der Hand auf die lederne Hose. Die Bauern sahen rasch auf den Wagen und stimmten mit in das Gelächter ein.

„Was ist denn? Was lacht ihr denn, ihr Esel? Ist das nicht der Pfaff?" fragte Herr Eduard stirnrunzelnd.

„He jo, he jo! Freilich. Selb iſt der Pfaff. D'r Pfaff habt ihr. D'r Pfaff von Sanct Jürgen, aber — — — den Pfarrer habt ihr nit!"

Das Geſicht des Herrn Eduard ſah allem andern ähnlicher als dem Geſicht eines hochwohlgeſtrengen Herrn Amtmanns. Und ſeine beiden Getreuen ließen die Schnapsgläſer fallen. Aber als ſie nach und nach von dem Wirt über den Unterſchied von Pfaff und Pfarrer aufgeklärt waren, war die Chaiſe leer. Einer der Bauern hatte den anderen Kutſchenſchlag geöffnet, und im Gebüſch ſah man den behenden Schneider verſchwinden.

Nur der Schlafrock des Großvaters lag als Triumphzeichen im Wagen.

„Fangt den Hallunken! Er ſolls büßen!" ſchrie der Herr Eduard. Aber die Beine der „Schleppſäbel" wollten nicht recht. War's der Heidelbeerſchnaps des Wirtes oder waren's die braunen Bauernfäuſte, die ſo bedrohlich an die Senſe faßten? Der Wirt trat begütigend dazwiſchen. „Wollt ihr zum Schaden auch noch den Spott? D'r Pfarrer iſt fort. Den kriegt ihr doch nimmer. Laßt den Schneiderpfaff laufen. Und zu Triberg ſagt ihr, der Pfarrer ſei geflohen geweſen. Es müßt es ihm jemand verraten haben. Jetzt trinkt ihr noch einen Schnaps und dann fahrt ihr heim."

Der Herr Eduard ſah ein, daß es in der Tat ſo am beſten ſei. Mit den Bauern war ohnehin nicht zu ſpaſſen. Sie ſpuckten in die Hände — und wenn der Schwarzwälder in die Hände ſpuckt, dann gehts „lätz".

Der Großvater aber klopfte am ſelbigen Tag abends in Stuttgart bei ſeinem Bruder, dem Stuttgarter Zuckerbäcker, an.

Ueber die Heldentat des Schneiders redete lange niemand. Als aber die Schleppſäbel und die Schlapphüte vor den anmarſchierenden Preußen verſchwunden waren, flog über den ganzen Schwarzwald die Kunde von dem Herrn Eduard, der ſtatt des Pfarrers den „Pfaff" gefangen hatte.

Franz Hirtler

Martin Moser

Das Tal liegt schon im Schatten. Der letzte Schein der scheidenden Sommersonne trifft nur noch die Gipfel der im Osten ansteigenden steilen Berge. Sie glühen grüngolden hernieder in den weltfernen Winkel des Griesbachtals.

Ein weißer Punkt wird sichtbar dort, wo der Bergtannenwald durch eine ausgerodete Fläche unterbrochen ist. Es ist der Dorerhof, dessen weiße Wand noch im Sonnenschein glänzt. Einsam, stolz und wie mit der Natur verwachsen liegt diese Menschensiedelung zwischen unermeßlich großen Wäldern. Berg und Wald, wohin das Auge blickt. Nirgends ist ein Weg zu erkennen, der zu anderen Menschen führt.

Im Tal drunten stehen die Häuser näher beieinander, doch ist von einem zum andern noch so weit, daß nachts das Hundegebell kaum von Hof zu Hof vernehmbar ist. Um die Kirche sind die Häuser dichter geschart. Ein unscheinbares Schulhaus, ein altehrwürdiges Pfarrherrngebäude und das Gasthaus zum Auerhahn liegen der Kirche am nächsten. Im Wirtshaus gehts heute laut zu. Es ist Sonntag. An Werktagen sinds nur Holzfuhrleute oder verirrte Touristen, die im Auerhahn Einkehr halten. Heute aber, als an einem Sonntag in der Heuzeit, ist die Wirtsstube voll von Leuten, die sich laut unterhalten. An einigen Tischen wird wild gespielt, an andern wird geredet vom Holzhandel, von der Heuernte oder von dem großen Brand im Untertal. Menschen und Tiere sind nicht umgekommen und der Besitzer war gut versichert. Darum reden die Männer am Ecktisch von dem Brand wie von einem seltenen schönen Schauspiel, das sie mit anzusehen das Glück gehabt haben. Es sind lauter Dienstknechte, die um den Tisch herumsitzen. Sie sind, wie aus ihren Reden zu hören ist, bei

dem nächtlichen Flammenspiel zugegen gewesen. Es war aber nichts zu helfen und zu retten.

Nur der Martin Moser, der droben auf dem Dorerhof bedienstet ist, war nicht dabei. Wohl hat er den Feuerschein am Himmel bemerkt, aber das brennende Anwesen ist vom Dorerhaus aus nicht zu sehen gewesen.

Darum lauscht er mit halboffenem Munde den Schilderungen. Er hat den ganzen Nachmittag fast nichts gesprochen, ist still mit ernstem Gesicht dagesessen. Kaum beachtet wird er von den Knechten aus dem Tal. Sie wissen, daß nichts mit ihm anzufangen ist, daß er an keinem Spiel teilnimmt und sich nie in ein Gespräch mischt. Zwar ist er selten unten im Tal, dann aber sitzt er immer auf einige Stunden im Auerhahn, schweigt und lauscht ...

Wie fast alle Knechte auf den Höfen ringsum ist er Junggeselle. Er ist nahezu fünfzig Jahre alt, sieht aber älter aus, denn die Arbeit hat seinen Körper aufgerieben und die freudlose Einsamkeit seinem Gesichte vergrämte, harte Züge eingegraben.

Nun sprechen sie am Ecktisch über allerhand Weibergeschichten. Martin Moser, der noch immer mit dem Brand beschäftigt ist, erschrickt über die vorgeschrittene Dämmerung, trinkt mit einem langen Schluck sein Glas aus und zahlt wortlos seine Zeche. Dann steht er auf, nimmt seinen Hut und geht ohne Gruß hinaus. Niemand achtet auf hin.

Auf seinen schweren selbstgeschnittenen Buchenstock gestützt, schreitet er mit großen Schritten talaufwärts. Diese Gangart bringt ihn rasch vorwärts. Eine Stunde lang führt sein Weg die Talstraße hinauf, dann noch gute anderthalb Stunden auf steilen Fußpfaden durch den Wald. Aber der Martin Moser macht sich nichts daraus. Er findet seinen Weg in stockdunkler Nacht, und die Furcht ist ihm unbekannt. Wie im Schlaf macht er Schritt um Schritt. Ab und zu beschäftigen ihn die Gedanken an das, was er bei den Menschen drunten gehört hat. Heute denkt er vor allem an das große Feuer. Er hat noch nie solch ein brennendes Haus gesehen.

In den Jahrzehnten, die er auf dem Dorerhof zugebracht hat, ist nichts Außergewöhnliches geschehen. Sein Lebensinhalt war und ist Arbeit, immer dieselbe harte Arbeit! Nicht als ob

sie ihm eine Last wäre! Er weiß nichts anderes, als daß das Leben Arbeit ist. Und seine Arbeit mit den Pferden, mit den Kühen, im Feld und Wald war ihm recht. Aber die da drunten haben doch ein anderes Leben.

Sie können erzählen, sie erleben etwas! Es muß Dinge geben im Leben, die ihm bisher fremd gewesen sind, denn dort drunten streiten sie oft über Sachen, von denen er nichts versteht.

Dort unten möchte er nicht leben in der ewigen Unruhe, in dem Durcheinander von Menschen und Dingen, die ihn beklemmen. Aber vielleicht würde er auch mittun und mitreden können, wenn er etwas erlebte! Wenn sein Leben noch einen andern Inhalt hätte als die Arbeit mit Pferden und Kühen! Sollte er seine Stelle aufgeben und drunten im Tal eine annehmen? Nein, das geht nicht. Das ist ein dummer Gedanke, denn vom Dorerhof kann er nicht loskommen. Mit dem ist er verwachsen. Aber doch ist etwas, das ihn verlocken kann, dort drunten zu wohnen. Da droben im Dorerhaus ist er so einer geworden, mit dem niemand spricht, der auch keinem etwas zu sagen hat. Die dort unten können lustig sein, haben etwas, sich darüber zu freuen. Vielleicht könnte er auch noch so werden wie sie. Aber nein, dazu ist er zu alt. Und bisher hat er so gelebt, ohne an etwas anderes zu denken. So mags auch weitergehen.

Und Martin Moser denkt: es ist das Bier, das ihn auf so seltsame Gedanken bringt. Aber ist's ihm nicht schon manchmal gewesen, als sei sein Leben gar kein Leben wie das der andern Menschen? Ein Gefühl beschleicht den Martin Moser, ein ihm ganz neues Gefühl, das er erst gar nicht zu deuten weiß: er fühlt sich arm! Es legt sich um sein Herz und steigt bitter in ihm auf, daß er fast Tränen in die Augen bekommt. Er hat sein Leben nicht recht angepackt. Er kennt überhaupt das Leben nicht, denn wie im Traum hat er diese Jahrzehnte auf dem Dorerhof verlebt.

Die Jugendzeit wird ihm in diesem Augenblick wieder lebendig. Damals hat er mitgetan mit den andern, und das Leben war reich gewesen an Ereignissen. Er hat lang nicht mehr an diese Zeit gedacht, jetzt stehen ihm aber manche Geschehnisse ganz deutlich vor Augen. Da erinnert er sich an den

Durchzug der gefangenen Franzoſen, denen die Leute Speiſe und Trank an die Straße ſtellten. Genau noch kann er ſich die Geſtalten vorſtellen in den roten Hoſen. Dann fällt ihm ein, daß er auch ſchon den Rhein geſehen hat und ſelbſt über die ſchwankende Schiffbrücke gegangen iſt. Ueber den breiten und tiefen Rhein! Aber nun ſeit zwanzig Jahren nichts, nichts, nur Arbeit! Und kaum hat er je etwas anderes gewünſcht.

Nun ſchreitet er auf dem Fußpfad dem Wald zu; der Talwind bläſt ihm kühl ins Geſicht. Da erfaßt ihn ein Kraftgefühl, ein rauſchähnlicher, ſein demütiges Ich betäubender, in alle Glieder flutender Drang. Er bleibt ſtehen. Vom Tal herauf blinken die Lichtpunkte der erleuchteten Fenſter. Gerade vor ihm liegt der Chriſtushof, ſo genannt nach dem großen Kreuz, das ſich auf dem Haldenvorſprung erhebt. Kein Licht iſt mehr in dem breiten Wohngebäude. Martin Moſer iſt wie umgewandelt; er richtet ſich hoch auf. Jetzt würde man ihn nicht erkennen, denn anders als in gebückter Haltung hat man ihn nie geſehen. In ſeinem Innern arbeitet's. Jetzt ſtößt er den Stock tief in die weiche Erde und ſpürt dabei ſeine Kraft. Er drückt ihn tief und tiefer, als gälte es einen Brunnen zu bohren. Nur noch kniehoch ragt er aus dem Boden. Es iſt ihm wie eine Erlöſung, daß er ſeine Kraft ſo erproben kann. Er zieht den Stock wieder heraus und ſtößt ihn abermals hinein. Noch tiefer. Er tut's und weiß nicht warum, fühlt aber dabei, daß noch Möglichkeiten ſind, ein anderer Menſch zu werden. Ja, nun muß es anders mit ihm werden, er will ſprechen, will handeln, will etwas erleben, um vom Leben etwas zu haben! Er vergißt den Stock herauszuziehen und geht mit großen Schritten weiter. Dabei ſummt er ein Stück aus dem Radetzkymarſch, der der Marſch ſeines Regiments geweſen iſt und ihm die ſchönſte Weiſe dünkt, die er kennt.

Da iſt er nun am Chriſtushof und bleibt ſtehen. Der Hund an langer Laufkette raſt gegen ihn und bellt wütend. Er geht weiter. Heuduft. Die Scheuer iſt wohlgefüllt. Der Wiesbaum eines hochbeladenen Heuwagens ſchaut zwiſchen den halbgeſchloſſenen Torflügeln heraus. — — Martin Moſer erſchrickt über einen Gedanken, der ihm eben blitzſchnell durch den Kopf geſchoſſen iſt. Wie, wenn man die Scheuer anzündete? Das würde aufflammen, das gäbe ein Feuer, wie er noch nie eines

geſehen, und die Leute würden ſtaunend davorſtehen und ſpäter noch lange davon reden.

Was das für Gedanken ſind in dieſer Nacht! Ein Schauer ſchüttelt den Martin Moſer von innen heraus. Er macht ein paar Schritte. Dann iſt ein Kampf in ſeinem Innern. Er fühlts, als ſei ſein eigenes Wollen gar nicht dabei beteiligt; es ſind fremde Traumgeſtalten, die in ihm ſtreiten. Ihm iſt der Kopf benommen und er hört mahnende Stimmen, die klingen wie das Wort des Pfarrers oder die Ermahnungen der alten Bas, die auf dem Pfarrhofe die Kinder lehrt. Aber ſeine rechte Hand gleitet langſam in die Taſche ...

Nein, er hat keine Zündhölzer!

Er atmet auf. Es iſt gut ſo. Denn das darf nicht ſein. Alles wäre abgebrannt, der ganze Heuvorrat, die Scheuer, das Wohnhaus und was daran gebaut iſt. Und kein Waſſer iſt in der Nähe! Ein ungeheures Feuer hätte das gegeben, und wie leicht iſt's, es zu entfachen! Nun ſucht er erregt in den andern Taſchen und findet auch dort kein Zündzeug. Nein, er hat keins. Nun iſt's wieder ruhig in ihm. Gleichgültig ſpuckt er aus. Dummes Zeug! Es iſt gut für ihn, wenn er zu Hauſe iſt! Im Fortſchreiten blickt er nochmals über das ganze Anweſen. Da fällt ſein Blick auf ein Schildchen, das an der Giebelwand der Scheuer befeſtigt iſt. Die vergoldeten Buchſtaben leuchten ſchwach im Sternenlicht. Er kann nicht leſen was darauf ſteht, aber er weiß, es iſt die Tafel einer Feuerverſicherungsgeſellſchaft. Ach ſo! Daran hatte er gar nicht gedacht. Wenn nun das ganze Anweſen des Chriſtusbauern abbrennt, ſo hat er keinen Schaden dabei, er bekommt das Geld, alles wieder neu aufzubauen. Es iſt merkwürdig, denkt er, daß den Hof noch niemand angezündet hat. Es iſt doch ſo einfach und der Bauer iſt ja verſichert.

Der Weg erſcheint ihm heut viel länger als ſonſt. Wär er doch nur ſchon zu Hauſe in ſeiner Kammer, zwiſchen den vier Wänden, die er ſeit Jahren bewohnt.

Der Gedanke iſt wieder da: ein kleines brennendes Zündholz brauchts nur, und etwas Großes geſchieht. Etwas Großes iſt's, wenn der Chriſtushof brennt. Er beleuchtet das ganze Tal und alle ſehens ſtaunend und erſchauernd. Bis zum Hirſchberg würde das Feuer leuchten! Und nur ein kleines brennen-

des Zündholz! Man hält es an einen Halm und bis man auf der Geißmatte ist, auf der er jetzt geht, würde die ganze Scheuer schon in Flammen stehn! Der Gedanke läßt ihn nicht mehr los bis zum Dorerhof.

Im Hausgang findet er Zündhölzer, steckt die Kerzenlaterne an und geht pflichtgetreu in den Stall zu den ruhig daliegenden Kühen und den stets munteren Pferden. Es ist alles in Ordnung. Nun zur Ruhe!

Er ist die steile Treppe hinaufgestiegen und in seine Kammer getreten. Die Laterne hängt er an den Haken an der Wand und die Zündhölzer legt er auf die Fenstersimse. Wenn er die gehabt hätte vor einer halben Stunde! —

Er steht noch immer vor seinem Bett. Er starrt in die Kerzenflamme, die unbeweglich brennt. Er beobachtet das langsame Niederschmelzen der Kerzenmasse. Den Hut, den er gerade weglegen will, setzt er wieder auf. Dann pfeift er leis vor sich hin. Die Zündhölzer steckt er ein. Unruhig geht er auf und ab. Er weiß jetzt, daß er's tun kann. Die vier Wände aber halten ihn zurück. Die Tür! Wenn er die Schwelle überschritten hat, wird's gehen. Aber er kann nicht. Dort das Bett. Schlafen? Nein, er könnte keine Ruhe finden . Er öffnet die Laterne, nimmt die Kerze heraus und löscht sie. Nun ist's dunkel im Zimmer. Zum kleinen Dachfenster hinaus sieht man die dunkeln Säulen der fünf Pappelbäume vor dem Haus und in der Ferne ganz schwach die Bergwand des Hirschbergs. Dort drunten liegt der Christushof.

Ehe er sich seines Willens bewußt ist, findet er sich im Freien stehend. Die Hand in der Tasche hat fest die Kerze umfaßt. Er springt über den Damm hinab und kommt ins Laufen. Immer schneller geht's abwärts. Schweiß tritt auf seine Stirn und sein Atem ist wie das Schnauben eines Tieres. Es ist aber nur körperliche Erregung. Innerlich ist er ganz erfüllt vom Gedanken an sein Vorhaben.

Jetzt ist er an der Scheuer des Christushofes. Ohne Zaudern geht er hinein, stellt die Kerze auf den Boden, tut Heu darum und zündet sie an. Mit ganz ruhiger Hand hat er's getan. In kaum einer Viertelstunde wird die Flamme das Heu erreicht haben!

Er eilt den Berg hinauf zur Geißmatte. Von Zeit zu Zeit

ſieht er um. Der Schein der Kerzenflamme bleibt ihm bis hinauf zur Geißmatte ſichtbar. Er ſteigt noch höher und ſetzt ſich ins Ginſtergebüſch. Starr blickt er hinunter auf den ſchwachen Lichtſchein. Nun kommt doch die Erregung über ihn. Er zittert und weint. Er möchte laut hinausjammern. Es iſt eine Untat, die geſchieht, ein frevelhaftes Verbrechen! Er verbirgt ſein Geſicht in den Händen und fühlt nichts mehr als ein kaltes Rieſeln über ſeinen Rücken. Eine Weile nachher blickt er auf. Mit Entſetzen ſieht er den hellen Flammenſchein durch die Tore brechen. Er kann's nicht anſehn. Fort! Fort! In den Wald dringt er ein, wankt zwiſchen den Bäumen hin und weint laut. Aber ſchon ſieht er den Widerſchein des Feuers an den Baumſtämmen. Er ſtaunt über die Helligkeit, er muß doch nach dem Brand ſehen. Eine mächtige Flamme ſchlägt zum halboffenen Tor heraus, und aus kleineren Oeffnungen bricht nun auch ſchon Rauch. Bis herauf zur Geißmatte hört man das Kniſtern und Knattern des Feuers. Aber das ununterbrochene heftige Gebell des Hofhundes übertönt faſt das Geprаſſel der gierigen Flammen.

Martin Moſer iſt immer noch voller Staunen. Seine Bruſt arbeitet ſchwer. Aber er beruhigt ſich immer mehr, je aufmerkſamer er hinunterblickt auf ſein Werk. Er wird kühler. Seine Tränen verſiegen. Er wundert ſich, daß die Leute vom Chriſtushof das Feuer noch nicht bemerkt haben. Nun hört er vom Tal herauf rufende Stimmen. Dort alſo hat man das Feuer ſchon geſehen! Dem Martin Moſer ſteigt das Blut zum Kopf, ein nie gekanntes berauſchendes Gefühl iſt in ihm. Es brennt! Es brennt! Laut möchte er's rufen wie die dort unten. Nun hat er ihnen etwas zu ſehen gegeben! Er ſteigt abwärts dem Hof entgegen. Ihn zieht's hin mit Gewalt. Aber er darf nicht als Erſter dort ſein. Noch immer ſcheint niemand von den Bewohnern erwacht zu ſein. Oder doch? Klang nicht eben ein Ruf in der Nähe? Wars das Geheul des Hundes? Da: einige Männer und Frauen ſind aus der Türe geeilt. Sie ſchreien laut auf. Die Männer eilen wieder ins Haus. Frauen und einige Kinder kommen heraus. Allerhand Gegenſtände werden aus den Fenſtern geworfen. Welch ein gewaltiger Flammenſchein! Das Feuer hat das Scheunendach durchbrochen und leuchtet wie eine Rieſenfackel.

Martin Moſer iſt im Taumel. Sein Körper bebt wie vor Wonne. Schreien möchte er und tanzen, als ſei's ein Johannisbrand. Auf dem Talweg ſieht er Männer in eiligem Lauf.

Nun kann auch er hinunter an den Hof. Er hat keine Furcht, daß man ihn der Brandſtiftung bezichtige. Ihm traut man ſo etwas gar nicht zu. Aber wenn ſie es wüßten! Hinab! Er will hören was die Leute reden!

Der Chriſtusbauer, die Knechte und die herbeigeeilten Helfer drängen ſich vor dem Stall, in dem das Vieh jammervoll brüllt. Einzig eine junge Kuh, die nicht angekettet war, iſt herausgebracht worden. Nun kann man vor Qualm und Hitze nicht mehr eindringen. Die Stalltüre hat man wieder geſchloſſen, weil der Luftzug das Fortſchreiten des Feuers beſchleunigen würde. Ein Knecht drängt ſich durch die ein wenig geöffnete Tür. Aus der Spalte qualmt der Rauch, aber gleich darauf erſcheint der Mutige wieder, keuchend und verzweifelnde Gebärden machend. Martin Moſer dringt durch die Gruppe der erregt Daſtehenden. Das Brüllen des Viehs bringt ihn zur Verzweiflung. Die armen Tiere! An dieſe Möglichkeit hat er nicht gedacht. Das iſt ein himmelſchreiendes Verbrechen! Sie müſſen gerettet werden! Sie müſſen heraus! Das jammervolle Gebrüll ſchneidet ihm in die Seele. Er muß es tun, muß ſie losketten! Man ſchreit und will ihn halten, er aber reißt ſich los und ſtürzt, den Hut vors Geſicht haltend, hinein ... Feuerſchein und gewaltige Rauchſchwaden dringen aus der Tür. Aber da ... aus dem heiß qualmenden Innern raſt eine Kuh heraus. Dann noch eine und zwei Pferde. In langſameren Schritt ein Ochſe. Eine Kuh, die ſchon durch das Feuer gelitten hat und ein Kalb werden von den Knechten vollends herausgezogen. Dann kommen wieder Kühe, und zuletzt taumelt Martin Moſer aus dem einem Feuerofen gleichenden Stall. Einige Schritte macht er und bricht zuſammen. Er hat arge Brandwunden. Aber er iſt bei Bewußtſein und ſieht, wie die Knechte ſich um ihn bemühen. Die Schmerzen an den Hüften und an den Armen ſind ungeheuer, aber wie ein Troſt iſt's ihm, daß er denken kann, das Vieh iſt gerettet.

Der Chriſtusbauer kommt herbei. Er beugt ſich über Moſer und frägt die Knechte wie's ſteht. Da ſieht er, daß der Verunglückte bei Bewußtſein iſt und ihn ſtarr anſieht. Er ſagt

ihm einige Troſtworte und einen kurzen trockenen Dank, der aber wie eine Verheißung künftiger Wohltaten klingt.

Aber Martin Moſer richtet ſich auf und ruft, als der Chriſtusbauer ſchon wegeilen will, mit bebender Stimme:

„Brauchſt nit zu danken, Bur! Ich hab ja deinen Hof angezündet!“

•

Drei Monate ſind ſeither vergangen. Martin Moſer ſitzt auf der Anklagebank im Schwurgerichtsſaal und harrt des Richterſpruchs. Er iſt ohne Aufregung und ſeine Mienen zeigen keine Ermüdung, trotz der langen Verhandlung und der vielen Fragen. Sein Inneres bewegt nur eine Art von Neugierde, was nun kommen werde. Er hat in den Tagen der Unterſuchungshaft mehr erlebt als in all den Jahren auf dem Dorerhof. Noch nie haben ſich die Menſchen ſo um ihn gekümmert wie ſeit ſeiner Verhaftung. Er verſteht nicht, warum dies alles geſchehen iſt, aber es iſt ihm etwas Neues, Unglaubliches, das ihm wohltut. Er denkt zurück an das Spital, wo er in guter Verpflegung geweſen iſt. Auch im Unterſuchungsgefängnis hat man ſich ſeiner mit großer Aufmerkſamkeit angenommen. Auf all die vielen Fragen hat er bereitwillig Auskunft gegeben. Dann in der Verhandlung haben ſie alles noch einmal gefragt. Wozu auch? Er hat's von Anfang an geſtanden, daß er den Chriſtushof angezündet hat! Der Mann im ſchwarzen Kleid, den ſie den Staatsanwalt nennen, hat dann alles noch einmal erzählt und hingeſtellt als arges Verbrechen. Zum Schluß hat er dann geſagt, der Angeklagte ſolle zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt werden. Martin Moſer kann ſich nicht vorſtellen, wie's ihm im Zuchthaus gehn werde. Es wird nicht ſo ſchlimm ſein. Mögen ſie ihn beſtrafen! Sie können ja nicht anders, denn ſie müſſen ſeine Tat als Verbrechen anſehen. Niemand kennt den dunkeln Drang, der in jener Nacht ſeine Seele erfüllt hat. Das geht ihm immer wieder durch den Kopf.

Da treten endlich die Richter heraus. Sie verkünden dem Angeklagten, daß er unter Zubilligung mildernder Umſtände

zu einem Jahr Gefängnis verurteilt ist. Martin Moser hört es mit Gelassenheit. Er nimmt die Strafe an.

*

Im Auerhahn gehts hoch her, denn es ist der Abend des Fastnachtdienstags. Am Ofen sitzt eine bärtige Gestalt mit einer Narrenmütze auf dem Kopf und bearbeitet eine Ziehharmonika. Burschen und Mädchen drehn sich im Takt dieser hartklingenden Tanzmusik. Leichthin hüpfen die Mädchen auf dem ungeglätteten Boden. Manche Burschen aber sind schwerfällig in ihren derben Schuhen, halten nicht Takt und bedrohen so die Ordnung des Tanzes. Der Musikant am Ofen aber stößt dröhnend den Fuß zu Boden und zählt laut das Zeitmaß des Tanzes. Dann lacht er und ruft: „Lene! Rumdrehn den Fernermichel! So! Eins-zwei-drei! Eins-zwei-drei!"

In der Tanzpause ruft der Wirt in die Einschenke: „Dem Martin Moser noch einen Schoppen Wein für seine schöne Musik!" Der Martin Moser, der nun schon ein halbes Jahr aus dem Gefängnis entlassen ist, trinkt und tut einen spaßhaften Seufzer: „Ja, wenn ich halt noch jung wär!" Dann ergreift er sein Instrument wieder, das er als junger Bursche schon besaß, aber jahrelang vergessen hatte und spielt als Zwischenstück den Radetzkymarsch. Einige Paare versuchen darauf zu tanzen.

Der Wirt steht hinter der Einschenke und grübelt nach über die seltsame Veränderung, die mit dem Martin Moser vorgegangen ist. Vielleicht hat man ihn vorher nie recht gekannt. Seit seiner Strafentlassung ist Martin Moser ein geselliger Mensch geworden. Er hat jetzt eine Stelle im Untertal. Aber das kann sich der Wirt nicht erklären, warum der Martin Moser erst jetzt die Welt und die Menschen entdeckt hat.

Otto Hoerth

Der Ausflug ins Gebirge

In trägen Windungen klomm die weiße Landstraße das Gebirge hinauf. Tiefer sank das enge Tal mit den fettgrün-melancholischen Wiesen; tiefer das beschauliche Zickzack der Erlenbüsche, die dem Laufe eines dünnen, glitzernden Bächleins folgten. Blendendhell lag die Vormittagssonne auf der Wegseite der Schlucht — während drüben, an den Osthängen, eine kühle feuchte Sättigung den beschatteten, blauschwarzen Tannenschlägen entstieg, aus denen da und dort nur dämmernd ein einzelner rötlicher Stamm oder versprengtes Felsgewänd hervorbrach. Dort hinüber flogen sehnsüchtig die Blicke eines Wanderers, der, mit Proviant schwer bepackt, mutterseelenallein die Straße fürbaß zog — bis ihn wieder eine tückische, achtlos aufgewirbelte Wolke Staubs dem durstigen Hinsinnen entriß und ihm zu unfreiwilligen Gleichgewichtsübungen Veranlassung gab. Und dieser Wanderer war ich selbst; ach, zu jener Morgenstunde der unglückseligste aller Sterblichen; ja ich, der ich mich in einer trotzigen Aufwallung verschworen hatte, die ganze Last, über die alle seufzten, spielend über die Berge zu bringen; und da die Elenden das allzugroßmütige Anerbieten wider Erwarten angenommen und mich vergnügt und unbekümmert mit allem Tragbaren flugs beladen hatten, mich zum andern Mal noch grimmiger verschworen hatte, nun auch ganz allein die sonnige Fahrstraße zu begehen. Ja ich raste! Ich *wollte* sie Gewissensbisse empfinden lassen, die Gedankenlosen. Ich wollte das Uebermaß der Verlassenheit und physischen Abspannung auskosten in der glühenden Hitze dieses ungeschützten Weges, der gerade noch erträglich genug schien, mit einem zelttuchüberspannten Landwägelchen bei sanftem Luftzug befahren zu werden! Was lag

mir daran, die mir anvertrauten Damen nur unter dem Schutze zweier dünner, selbst noch der Aufsicht bedürfender Gymnasiasten zurückzulassen? Und wenn sie allesamt ausgeplündert würden — geschähe ihnen recht! Und so hatten wir uns schon längst getrennt; jene, momentan zwar etwas kleinlaut, waren seitlich in einen wundervoll dämmrigen Waldpfad eingebogen, wo sie indes nur zu bald ihre ausgelassene Fröhlichkeit wiedergewannen, jubelten und Lieder sangen. O diese Laute! Lang schon verweht, lagen sie mir noch im Ohr! Mit stets matter werdendem Schritt schleppte ich mich vorwärts; ich kam mir schon ganz zusammengeschrumpft vor. Nur die Natur war schön und schöner geworden. Wald und Wiesengründe lächelten empor, und es war, als ob sie kopfschüttelnd lächelten in ihrer kühlen, blühenden Gesundheit — als ich mit finstern Ahnungen meinen Taschenspiegel zog und feststellte, daß der leidigen Sommersprossen richtig einige mehr geworden waren. O, wie haßte ich diesen Anblick! Rot waren die Hände; schlaff und bleifarben traten die Adern an ihnen hervor. Der Schweiß der Anstrengung hatte den Halskragen gänzlich erweicht; schlapp trauerten die bestaubten Hosen um die Beine, an denen sich die Traglast fortgesetzt scheuerte; und o! niederschmetternde Entdeckung: Die Flanken meiner lackledderbekappten Sonntagsstiefel hatte scharfkantiger Schotter erbarmungslos zerkratzt. „So habt ihr mich," schrie ich tränenerstickt, „auch noch um den Stolz des Sonntags gebracht; dahin sind die herrlichen Stiefelchen; dahin um eurer Unersättlichkeit, um eurer Freßgier willen — nicht zu reden von der Lungenschwindsucht, die mir dieses Abenteuer so gewiß als etwas eintragen wird!" Ha, daß ich doch, von einem Hitzschlag noch vollends getroffen, mit dem Gesicht in die Steine fiele, damit sie mich tot und entstellt auffinden müßten und es ihnen dann vielleicht zu Bewußtsein käme, was alles ich erduldet. Mit Genugtuung malt' ich mir aus, mit welch selbstanklägerischen Schmerzausbrüchen sie sich über meine Gebeine stürzen würden in jäher Erkenntnis begangener Gewissenlosigkeit. Dieser grausame Trost aber besänftigte und kräftigte mich sichtlich — zumal unterdes auch die Höhe gewonnen war und unter mir in einer Senkung wie auf Zauberwink das ersehnte Wanderziel sich auftat. Da lagen die halbzerfalle-

nen Reste der einst blühenden Abtei, lag unweit ein Gasthaus in Bäumen, umgeben von ländlichen Gebäulichkeiten; Gartenanlagen zogen sich an der Berglehne herauf, eingefaßt nach unten von niedrigen Balustraden, deren Steinwerk man ansah, daß es aus den Trümmern der hier dereinst verschütteten baulichen Herrlichkeiten stammte. Und mit wiedererwachter Lebenslust balancierte ich auf einem abschüssigem Zickzackwegchen zur Tiefe hinab. Erst im hohen, ungedeckten Langschiff der zerbrochenen Kirche, aus der, von frisch blühenden Kirschbäumen weiß umdrängt, nur noch die Pfeiler aufragten, machte ich Halt, und nachdem ich den lästigen Eßkorb samt dem Rucksack auf einem reich profilierten Säulenstumpf abgesetzt, von Hosen und Stiefeln sorglich den Staub abgeklopft und für den ersten Durst das mir anvertraute Gut um etliche saftige Orangen erleichtert hatte — sie waren für den Nachtisch bestimmt und abgezählt! —, kam ich mir schon garnicht mehr so beklagenswert vor. „Condidit has aedes abbas exordine primus" las ich in beschaulichem Wandern und Stehenbleiben zwischen Resten von Schäften, Kapitellen und Grabplatten, die in der schutzbietenden, ihres Daches noch nicht beraubten Vorhalle gehäuft lagen. Noch aber stunden zu des Chores beiden Seiten zwei Kapellennischen, die einst in späterem, reicherem Stil dem Querschiff hinzugefügt worden waren; selig blau schaute der Himmel durch die kleeblattförmig durchbrochenen Fensterzwickel; Kapitelle mit Epheu- und Eichenblätterdekor krönten feine runde Säulen, und darüber spannten sich, noch gut erhalten, die zierlich gerippten Kreuzgewölbe... Doch als ich beiläufig die Blicke seitwärts lenkte — siehe, da standen in gemessener Entfernung alle meine Lieben; schweigend, die Hände ineinander verschränkt, traurig und vorwurfsvoll auf mich hinblickend, — so standen sie da, in sichtlicher Bedrängnis, wie weiland die Brüder, die ohne Benjamin vor Jakob hinzutreten im Begriffe waren; sodaß ich ob dieses unvermuteten Anblicks beinahe die Fassung verlor und recht verlegen auf sie hinstarrte und gleichzeitig wieder wütend darüber ward, da ich fühlte, daß aller, aber auch aller Grimm in mir spurlos verraucht sein müsse! Doch wenige Augenblicke nur — und die Komik der Situation übermannte uns, und wir ließen uns unter schütterndem Gelächter samt und sonders ins weiche

Gras fallen. Freilich, als sich der Lachsturm gelegt, begann jede Partei die andere in beweglichsten Jammerberichten zu überbieten. Jene, zuerst zu Wort kommend, wollten bedrückt und ohne rechte Fröhlichkeit die walddämmrigen Wasserfälle im Gänsemarsch hinaufgezogen sein. Gewaltsam suchte ich meiner aufsteigenden Rührung Herr zu werden: Man sah sie förmlich, die Guten, wie sie hülflos, eins nach dem andern, aus des Waldes Dunkel emportauchten, jedes das teure Haupt nach einer andern Himmelsrichtung gewendet — konnte es mir jedoch nicht versagen, nebenbei auf das vernommene Jubelgeschrei boshaft hinzuzüngeln. Sie aber verloren so rasch nicht die Fassung, sondern versicherten entrüstet, das sei nichts weniger denn Jubel gewesen; sie hätten vielmehr meinen Namen aufs schmerzlichste und unzählige Male gerufen, in der steten Sorge, wir könnten uns am Ende verfehlen. Es stellte sich jedoch nachträglich heraus — was ihre desperate Verfassung, wie mir scheint, am besten bezeugen dürfte — daß die Vorräte in der von ihnen unter heuchlerischem Vorwande zurückbehaltenen Reservetasche mit zwei Flaschen Waadtländer und ebensovielen Laiblein Weißbrot bis auf geringe Spuren verschwunden waren — und zwar war nur noch die Tasche selbst vorhanden. Leider nur konnte ich diesen Trumpf nicht gegen sie ausspielen, da ja auch mein Konto in dieser Beziehung nicht unerheblich belastet war. Genug, der Bösewicht war endlich und glücklich wieder aufgefunden, und alles sollte vergeben und vergessen sein, flötete jemand. Wie? Vergeben und vergessen?! Gekränkt horchte ich auf, tat jedoch, als hätt' ich's überhört. Wie ich aber nach beweglicher Aufzählung der eigenen Unbilden nun auch meinerseits dazu überging, allgemeine Amnestie anzukünden, und großmütig versicherte, den Urhebern gleichwohl alles verziehen zu haben — da bekamen die Mienen der „Urheber" doch einen merklichen Stich ins Säuerliche, und die Geschichte wollte sich schon wieder zuspitzen... Lob und Dank daher dem schalkhaften Gotte, der plötzlich aller Blicke auf einen geeigneten Blitzableiter lenkte: Man fiel mit gutgespieltem Zorn über den wohlgefüllten Eßkorb her, als den eigentlichen Störenfried, und jedermann empfand es als eine angenehme Pflicht, sich hier mal gründlich und ungesäumt zu rächen und ein ganz gehöriges

Exempel zu statuieren. Auch kam zwischen den schlanken, hochragenden Pfeilern die köstliche Tiefe des Himmels und die wundersame Heiterkeit des Tages endlich so recht zum Bewußtsein; und im Nu schwebten die Lebensgeister des wackeren Häufleins in einmütigem Jubel empor, gleich den weißen Wölkchen hoch über ihnen im blauen Luftraum. Ist ein Quälgeist je so liebevoll in der Mitte seiner Opfer entführt worden, wie es hier mit mir geschah?! Aus den zerbrochenen Hallen gings hinüber in lichten Buchenschatten, dessen träumerisches Kosen der schwarzgrün und ernst aufsteigende Tannenforst weiter oben stumm in sich aufnahm. Und ein Strom erleichterter Freude und beweglichen Uebermuts floß zusammen; und unter den Baldachinen froher, hoher Buchen entfalteten flinke Frauenhände eine Unmenge eingewickelter Leckerbissen auf einer langen Ruhebank, um die man sich nach antiker Sitte, auf mosigem Polster hingestreckt, lagerte. Und unten wisperte ein klares Wässerlein, das wir vorhin überschritten hatten und das wohl kaum noch ein Mühlrad getrieben haben mochte und daher rein und fein zum Trinken sich darbot. Und man schöpfte mit vernickelten Bechern und stieg hinab und hinauf; und unter drolligen Fährlichkeiten wurde der kühle Trunk so gewonnen als kredenzt. Und ein großer brauner Hund, der von fern mit beobachtenden Augen unsern Vorbereitungen gefolgt war, entschloß sich endlich und pirschte sich bedachtsam an uns heran. Zwar tat er sehr stolz, nahm aber demungeachtet ein nicht unbeträchtliches Mahl ein, in dessen Verlaufe er sogar so zugänglich wurde, daß er auf die blutdürstigen Namen: Hektor, Pluto, Tyras, Leo mit gleich duldsamem Wedeln der Schweifs reagierte. Auch zeigte er sich von einer sehr wohlerzogenen Seite, indem er, als es nichts mehr zu erschnappen gab, mit still betrachtenden Schritten, wie er gekommen, sich zurückzog, ohne seine Gastgeber auch nur noch *eines* Blickes zu würdigen. Während wir Aelteren uns daraufhin in Ausdrücken lautester Bewunderung für diesen charaktervollen Hund ergingen und das Gespräch schon eine tiefere Wendung zu nehmen drohte — schwamm plötzlich eine ganze Flotille weißer Papierschiffchen, wie sie die Kinder anfertigen, vor unseren Augen graziös das Bächlein herab; bald ruckweise vorwärts schießend, bald in schlanken Wirbeln sich

drehend; und eine unsichtbare Hand hinter mächtigen, in die Flut ausladenden Felsblöcken wenig oberhalb unseres Lagerplatzes entsandte immer neue Geschwader. Dies gab das Signal zu einem bunten Auf- und Durcheinander, und die alte Mönchsregel „Nach dem Essen sollst du stehn — oder tausend Schritte gehn" wurde insofern bestens beherzigt, als mindestens jegliche Seßhaftigkeit aufgehoben war: Die einen stürzten sich auf die Papierreste des Mahls, welche die erfinderische Urheberin des Scherzes etwa noch nicht an sich gebracht hatte, als handle es sich um kostbare Wertscheine, verarbeiteten sie mit fliegenden Fingern und liefen, die Hände schützend über ihre Kunstwerke gebreitet, am Rand des Bächleins nebenher; während die andern mit eilig aufgerafften milchweißen Kieselsteinchen oder kleinen Moosbrocken die Fahrzeuge ohne Gnade bombardierten und ihrer etzliche unter dem Wehgeschrei ihrer Besitzer kunstgerecht zum Sinken brachten. Manch zartes Füßchen, dessen Schuhwerk durchaus nicht wasserdicht erfunden ward, tat da im Uebereifer einen Fehltritt; doch die übersprudelnde Fröhlichkeit nahm solches Mißgeschick unbedenklich in Kauf; auch war stets die Anmut mit im Bunde ... Indes der Hund, der neuerlich wieder zwischen zwei entfernten Buchenstämmen zu uns herüberlugte, schien, in philosophische Meditationen versunken, von derartigen Kindereien ziemlich verächtlich zu denken. Kein Zuruf, kein Schmeicheln vermochte ihn zum Wiederkommen zu bewegen. Ja tätschelt ihr nur! Ihm machte man gewiß nicht weis, daß aufgeweichte Papierschnitzel etwas Eßbares seien!

So flossen die Stunden in schönster Lustbarkeit dahin. Durch gedämpftes Buchendämmer und über lichte, seidig-zarte Kleider huschten nimmermüde Sonnenkringel, und Jubel scholl und Lachen — — bis daß des Mittags zitternde Schwere, die Berg und Tal in Schlummerbande schlug, auch den letzten Laut, den letzten Hall in traumhaftem Schweigen erstickt hatte.

*

Ueber Geröllhalden, zwischen Haselgebüsch und Jungwald, führte der Pfad dann rasch zur Höhe hinan. Verfrühte Düfte aus zähem Dorngestrüpp, Düfte wie von verborgenen Erdbeerschlägen, streiften die genießend angespannten Sinne; un-

berechenbar wie der Zickzackflug der großen gelben Falter trug irgend ein träger Lufthauch sie plötzlich über den Weg hin und bannte den Durchschreitenden in eine Sphäre von Balsam und Süßigkeit... Jetzt gings dem Kamm der Höhe entlang; zur Linken füllte Tannendickicht ein schmales Tal; zur Rechten lag im sattesten Golde die Ferne. Bald lief der wellige Grat in ein weites, von Wiesen und Aeckern bunt gestreiftes Hochplateau aus, und der zum Feldweg gewordene Saumpfad verlor sich heimlich zwischen blühenden Bäumen. Da fand sich die bunt zerstreute Schar zusammen: Schiedsrichter sollte ich sein, sollte entscheiden, wer den schönsten, allerschönsten Strauß gebunden. Wenn die Harmonie der Natur auf uns übergedrungen ist in der Steigerung und Sättigung traumblauer Einsamkeit, dann wird die Blume zum Symbol, zur Gefährtin, die mit uns teil hatte an dieser Harmonie, die ein Stück von ihr ist und deren wir bedürfen als eines lebendigen Erinnerungspfandes. Und nicht etwa Tod, nein, Auferstehung ist das bessre Los der Welkenden, gleichwie auch unser Sein, nur der Inbegriff eines Hauchs, durch die Hände der höheren Wesenheit hinweggenommen wird. Als sie aber so vor mir standen, die Sträuße erwartungsvoll vor die noch hochgehenden Busen gedrückt — da wurden die Augen mir plötzlich aufgetan, und ich sah des Lebens süße Lohe in Blick und Wangen mit dem Schmelz der vorgehaltenen Blumen in eins zusammenschlagen, sodaß ich, hingerissen von dieser Apotheose des Lebens, jeder den Preis zuerkannte und seligen Beifall erntete! O wenn du, Lust, die Locke bekränzt, sanftfallende Pfade hineilst, Täler unter dir und vor dir ferne Ebenen, die deine Zukunft in goldenem Dufte zu bergen scheinen; wenn aus der Höhe du dich Herr und Gott über das Unbegrenzte da unten fühlst, das nur dein Wille so schuf, deines Herzens Rhythmus so beseelte; wenn das Auge sich dir weitet, zu umfassen, was dein ist! — So gings dahin, dem purpurnen Traum entgegen, dem majestätischen Wolkengebirge, das über dem Horizont sich aufzubauen begann. Wo aber am äußersten Rande das Gelände in weiten stolzen Tälerfalten zur Ebene niederstreicht, da liegt abseits ein felsenumschlossenes Wasserbecken, tief und wunderhell: das „Edelfrauengrab."

*

Noch einmal füllte der jubelnde Abend das glatte Gewänd der Felſenmulde mit warmem Lichte, und aus dem Grunde glänzte die Flut, ein Auge, das dunkel und ruheſam in die Vergangenheit zurückblickt. Leis ſpielten kühle Schattenfinger in dieſe Welt dämmernder Träume, wo von oben herab ein voller Goldregenbuſch herniederhing — ſo friſch und ſchwellend wie die verſchlungenen Arme einer Schauenden. Und die goldnen Blüten, durchſichtig und feucht, verſchmolzen in eins mit dem ſchwebenden Glanze des Himmels, der blau und unermeßlich ſich in Seligkeit verlor. So waren die Zeiten dahingegangen, waren im Wechſel von Schweigen und Stürmen die Jahre zu Jahrhunderten geworden — und noch liegts wie das Echo einer ſcheuen Liebesklage über dieſer Stätte, über dem Grab der Nonne. War's Kampf, war's Erlöſung? Hat keuſcher Stolz mit heißer Liebe ringend dem Opfertod ſich hier geweiht? Zwieſpältige Sehnſucht, ſüß und ſchwer, nach Welt und nach Himmel und nach dem Frieden des Herzens! Und nun iſt Friede, Friede ...

Da plötzlich ward um mich ein ſtiller Dom. Mit ſchlanken Pfeilern und voll heiligen Zwielichts; und im hohen Chorgeſtühl ſaßen in Reihen hehre Frauen, ſchön und bleich, vom Abendlicht das Antlitz durchglänzt; und ſie ſchwiegen erdentrückt — ganz als ob ihre Seelen in unendlichen goldenen Fernen unendliche Lieder überſpannten ...

*

Neige herab dich, lächelnden Mundes,
Neige dich, Liebe, zu mir, du Traum, und laß
Das unruhvolle Herz beruhigter ſchlagen:

Sanft wie des Abends feſtliches Goldgewölk
Dämmernd verſchwebt, ſo komm,
Ach neige dich, Liebe, zu mir, du Traum —

Mir ſprach dein Auge, tiefer und freudevoll,
Was ich lange noch, lang nicht vergeſſen kann:
Du ſahſt mich an, und deine Blicke
Tönten Muſik und lächelnden Frieden!

*

Und es ist das Glück der Kinder, auf weiten verborgenen Böden sich zu tummeln, wo die Phantasie ins Reiche und Seltsame sich verästelt und der Schauer ferner Liebeslust und Schönheit die Sinne wie Glockenklang ergreift... In dämmrig einsamer Wirtsstube wars, am Ziele unserer Wanderung, in dem traulich niedrigen getäfelten Raum, durch dessen winzige Fensterchen der verglimmende Abend so still und sanft sah, als wär' er nur gemalt — da wars, wo Kindertraum und erblühte Wirklichkeit sich die Hände reichen und sich mit Tränen um den Hals fallen mußten.

Karl Joho

Die Enttäuschungen des Skifahrers Quintus Federlein

Die Tante in Westfalen, die vor kurzem in der „Woche" als älteste Frau der roten Erde inmitten der Bilder des zweiten Sohnes des Infanten von Spanien, des Giftmörders Zyankel, des Brautpaares Wilke, Herrn auf Wuttrow und Fräulein Sarah Sternheimer und der Wintergartensoubrette Fritzi Beinschlenkerl zur ersten und letzten Berühmtheit ihres Lebens gekommen war, hatte nun endlich das Zeitliche gesegnet. Das im Quadrat der Jahre sich zu phantastischer Höhe auswachsende Vermögenserbe stellte sich auf sechshundert Mark heraus, so daß der trauernd hinterbliebene Neffe Quintus Federlein, Kanzleipraktikant und Junggeselle, zur wirklichen Trauer allen Grund hatte. Schließlich nahm er das Geldle aber doch, trug es auf die Sparkasse und wartete auf — Schnee, um dann einen langgehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Im Winter zu reisen wie die ganz feinen reichen Nichtstuer — das war der Herzenswunsch des genügsamen und bei einer monatlichen Vergütung von 158.33 Mark (im Dezember 158.34 Mark) leicht genügsam bleibenden Beamten. Aber wie gesagt, diesmal wollte der im Dienst muffig und ledern gewordene Federlein, der eine Erinnerungsmedaille auf der Brust und siebenunddreißig Vordermänner im Gedächtnis trug, den „tollen Lebemann" spielen. Schon oft hatte er mit nur mühsam durch ein demokratisches Mäntelchen verhülltem Neid das Treiben der „Gesellschaft" betrachtet, die immer so munter, so gut aufgelegt und so absolut sorgenlos zu sein schien. Jetzt war die Geldbrücke ins Land der „besseren" und heimlich glühend beneideten, zufriedenen, gut ange-

zogenen, überall im Vordergrund stehenden, diskret auffälligen Menschen geschlagen. Für drei Ferienwochen wenigstens, die sich durch Zufall in den Winter geschoben hatten. Fern von Amt und Unwürde wollte Quintus Federlein einmal im Leben ein Angehöriger der Rasse und Klasse sein, deren Lebensart und -weise ihm so fremd war wie die der Bewohner von Sumatra etwa. Das wußte er aber nicht und lernte es erst im Verlauf dieser nicht ganz erfundenen Geschichte kennen.

Am Samstag-Nachmittag um ein Uhr verließ Quintus Federlein die Schreibstube. Er konnte sich so schwer von ihr trennen wie ein Vater von der Familie. Kein Wunder, sie war ihm sein eigentliches Heim. Als er endlich die Tür hinter sich geschlossen hatte, durchfuhr die Beamtenmaschine wahrhaftig ein gelinder Schmerz. Wer wird nun garantieren können, daß die Staatskarre sonder Fährlichkeit und Not ohne ihn, den tüchtigen Beamten mit den sauberen Personalakten, im Gang bleibe! Daß auch immer alles so gemacht werde, wie es schon seit urdenklichen Zeiten „ohne Anstand" gemacht worden ist! Wie wird der Stellvertreter, der ohnehin ein fürwitziger Kollege war und immer was Neues wollte (als ob ein geordneter Betrieb was Neues nötig hätte!), mit seinen Akten hausen! Die Ferienpläne reuten den Musterbeamten fast und gleichzeitig auch das schöne Geld, das drüben auf der Sparkasse vier Prozent Zinsen getragen hätte. Aber in Gottes Namen los. — Das Selbstbewußtsein hob sich sofort wieder und schwoll sogar zu einem Hochmut an, als Quintus Federlein mit seinem Touristenanzug, der gar nicht umzubringen war und nun schon zehn Jahre seine Dienste tat, und einem Paar nagelneuer Schneeschuhe dem Bahnhof zuschritt. Hochgeschultert wollte er gerade das Portal des Bahngebäudes passieren, als er plötzlich auf der Schwelle saß und tiefbetrübt die eine abgestoßene Skispitze auflesen konnte. Er war selbst Beamter und schalt daher gehörig auf die Behörde, die in seinem Heimatland in dieser Beziehung die größte Popularität genießt. Zum Schaden hatte er den Spott, als ihm ein frischer Pennäler Skiheil zurief und die Schaffner in erquickender Offenheit und Höflichkeit ihn auslachten.

Auf der Fahrt befestigte Federlein die Aliminiumreserve-

spitze, die er aus dem Rucksack unter Eßwaren, wollenen Strümpfen und roten Taschentüchern hervorschälte. Seine Laune hob sich wieder, als ein Reisenachbar ihn um sportliche Belehrung anging. Mit einem fast blasierten Lächeln gab Federlein seine aus Fendrichs Skibuch geschöpften Kenntnisse als in langen und weiten Fahrten gewonnene eigene Erfahrungen kund.

Um sieben Uhr früh stand schon dampfend und fauchend der Höllentalzug zu Freiburg bereit. Eine fröhlich und gesund lärmende Menge wogte in einem Wald von Skieren auf den Bahnsteigen hin und her. Dem übernächtigen und von der langen Bahnfahrt steckensteif gefrorenen Federlein war es unbegreiflich, wie in aller klirrend kalten Herrgottsfrüh die jungen schlanken Herren die schweren englischen Pfeifen schmauchen konnten. Dabei lachten, lärmten sie und waren ausgelassen wie die Schulbuben am Samstag-Nachmittag. Der Weiblein waren es wohl mehr als die Hälfte. Freilich, genau konnte der gute Federlein nicht sagen, was Männlein und was Fräulein sei. Dazu gehörten schon einige anatomische Kenntnisse; denn in der Kleidung war kaum ein Unterschied zu finden. Hosen trugen fast alle, und bunte Lappen wehten allen von den phantastisch aufgeputzten Gewändern. Auch die Zipfelmützen oder sonstige Kopfbedeckungen boten — sit venia verbo — keine Geschlechtsmerkmale. Die Unentwegten trugen natürlich bei den achtzehn Grad Celsius überhaupt nichts auf dem genialen Haupte. Mit theatralischem Gelärme für eine Wirkung auf die Mitmenschen, die nichts vom Skisport „verstanden", berechneter Zurschaustellung und in forcierter Lustigkeit stürzte ein Rudel Skifahrer in den Wagen, in dem Federlein Platz gefunden. Die Augen der Eingestiegenen blitzten, Funken sprühten auch aus den schnellen und anspielungsvollen Reden. Einer hatte sogar eine Zupfgeige neben Rucksack und einer kompletten Küche bei sich. Da schollen, als die Räder Kirchzarten hinter sich ließen, alte Lieder zur Laute. Zuweilen mit reichlich freien Texten, die Quintus Federlein in irgendeinem Winkel seines Gedächtnisses aus längst verklungenen, auf dem Land verlebten Jugendtagen in einzelnen Strophen wiederfand. Wie zurückgeblieben die Jugend heute ist, dachte er.

Mählich taute auch Quintus Federlein auf, überwand das Unbehagen, das ihm die neugierigen und leicht spöttischen Blicke der Reisekameraden verursacht hatten, so daß er freudig erregt ausstieg, als der Schiffner Posthalde brüllte. Fast der ganze Zug entleerte sich, und wieder hallte die Luft vom vergnügten Eifer der ausgelassenen Menge. Die Brettle wurden geschultert, und in langer Prozession ging's die steilen Kehren hinauf. Der mit etwas vergrößerter Schilddrüse — unmedizinisch Kropfanlage genannt — und mit dem Bäuchlein des Stubenhockers behaftete Staatsschreiber schnaufte und schwitzte wie nur seinerzeit beim Militär oder wie er „als" ins Examen ging. Trotzalledem wurde ihm immer wohler und es ärgerte ihn nicht besonders, daß er schließlich von den munteren Sprüngen der Jugend und des jung gebliebenen trainierten Alters überholt wurde und schließlich den Schwanz der Wanderschlange bildete. Endlich beim Rinken war so viel Schnee, daß die Skier angelegt werden konnten. Mit Freude, halb und halb mit Schreck, unter Seufzern und in erwartungsvoller Aufregung bückte sich Quintus, und bald saß die zu Hause geübte Huitfeldbindung fest. Zwei mächtige Stöcke in den Fäusten, schlitterte der Debütant die rinnige Straße entlang. Der Schweiß troff unter dem Lodenhut mit dem Schwarzwaldvereinszeichen hervor, und es ging, weil Federlein mit den hartgefrorenen Spuren zu kämpfen hatte, mit der Geschwindigkeit einer mit Podagra und Chiragra behafteten Schnecke vom Fleck. Von den Hunderten Läufern, die in Freiburg eingestiegen waren, erblickte er nicht einen einzigen mehr. Nur einen Briefträger sah die einsame Schneeschnecke dem Rinkenwirtshaus entgegensausen.

Quintus Federlein hatte jedoch nicht umsonst in langem Staatsdienst Geduld gelernt bis zur Meisterschaft und hatte sogar den Mut, noch dreiundzwanzig Jahr und neun Monate auf den Höchstgehalt zu warten: er ließ nicht locker. Leider stieg nun der Hang zur Steile. Hatte Federlein vorher trotz Not und Schweiß und Schneckentempo zufrieden in sich hineingelacht, weil er wenigstens auf den Skiern haften blieb und Boden unter sich fühlte, so ließ jetzt auf einmal die Hölle alle bösen Geister los und bemächtigte sich des armen Quinti Pennavuli. Bei der ersten, einem Fußwanderer unmerklichen,

leichten Steigung hörte das jahrzehntelange gute Einvernehmen des Körpers mit den Pedalen plötzlich und, wie es schien, für immer auf. Die Beine schlossen sich der in allen Verhältnissen der Welt grassierenden Emanzipation an. Da, wo der Körper seinen verkehrsfähigen Namen verliert, war offenbar ein Einschnitt entstanden, so daß, vom Rumpf losgelöst, die Beine des Ski-Abc-Schützen selbständige Unternehmungen versuchten. Zu allem Unglück waren nicht einmal die beiden Beine unter sich einig. Bald strebten sie auseinander, daß Federlein sich schon gespalten sah wie den Türken in Uhlands Schwabenstreich, bald bildeten die ins Gespenstische verlängerten verdammten Hölzer einen Riesenkreuzschnabel. Quintus hätte jeweils gern Einhalt geboten, aber: können vor Lachen, d. h. besser Heulen. Weder das in der Bureauzeit oder sonst überanstrengte Hirn, noch Wille, Kraft und Muskeln hatten den geringsten Einfluß auf die entfesselte und offenbar äußerst gereizte Natur. Es stand fest: die Gleichgewichtsgesetze sind unerforschlich.

Das Ende dieses einseitigen Kampfes war stets, daß sich Federlein bald rücklings, bald seitwärts in den Schnee warf und dann in viertelstündiger intensiver Arbeit mit verzwickten anatomischen und gleichzeitig geo- und stereometrischen Berechnungen seine Gliedmaßen ordnete und in die normale und gottgewollte Stellung brachte. Der Schnee drang den Aermel hinauf und in das „Tourenhemd", zerfloß auf der Schweißhaut und durchnäßte den unglückseligen Sportsmann auch auf diese Weise. Die Aluminiumspitze hatte Federlein gleich beim ersten Sturz eingebüßt, so konnte er nicht die geringste Rille überqueren, ohne sich festzuspießen. Nach zwei Stunden ruhmloser Tätigkeit löste Federlein die Bretter, nahm sie abwechselnd unter den Arm und auf die Schultern und stieg den Markierungsstangen entlang den Berg empor. Der Turm grüßte, anscheinend in Steinwurfnähe, in glitzernder Schneepracht lockend wie eine Seejungfrau. Ein klarer, sonniger Himmel spannte sich über die bläulich schimmernden Schneefelder. Die göttliche Einsamkeit, die majestätische Ruhe, die in der grandiosen Stummheit von der Herrlichkeit und Größe Gottes doppelt laut predigende Natur, sah Quintus in seiner Pein nicht. „O wär' ich weiter, o wär' ich zu Haus." Nun,

der neue Feldbergturm war ein getreuer Eckhart und zuverlässiger Wegweiser. Federlein hatte fast die letzte Höhe erklommen und legte zur Atempause die Skier in den Schnee. Nur unmerklich stieß er mit dem Fuß daran, da — o Himmel, wie hart bist du — rasten wie besessene wilde Teufel die Bretter in Blitzeseile den mühsam erklommenen Hang hinab. Das eine blieb zum Glück irgendwo hängen, aber das andere beabsichtigte offenbar einen Rekkord aufzustellen oder eine Tagesfahrt zu unternehmen; denn bald war es verschwunden. Selbst der befreiende Galgenhumor verließ nun den von Kobolden genarrten Schreibersmann. Doch die Skier mußte er wieder haben. Das Gelächter der Zegogesellschaft gellte ihm jetzt schon in den Ohren, wenn er ohne Skier heimkäme. Gegen fünf Uhr nachmittags war Federlein „neuerdings" (um ein Lieblingswort von ihm zu gebrauchen) wieder komplett und wanderte, oder richtig gesagt: rutschte und kugelte der Todtnauer Hütte zu, wo ihm Frau Wasmer mit ihrer berühmten Suppe das Leben wiedergab. Anton flickte mit Zigarrenkistleholz den Schneeschuh, und abends stieg Quintus Federlein mit neuerwachtem Mut in tagheller Mondesnacht hinüber zu einem Hotel. Die Stimmung war so zaubervoll, daß sogar neben dem Herrn Kanzlisten fremde und seltsame Gedanken einherliefen und den Sinn gefangen hielten. Er schämte sich fast der Empfindungswelt, die der Aktenstaub der langen Jahre verschüttet hatte.

*

Zerschlagen und noch hundemüde kam Quintus Federlein ziemlich spät ins Frühstückszimmer herunter. Es war ein stetes Ab- und Zugehen, ein eifriges Verhandeln im Raum. Noch unter Tür und Fenster ward gerufen, alle Dinge und Menschen waren im Fluß. Ein behaglich informierendes Gespräch lehnte die bedienende Jungfrau schnippisch und kühl ab, sprang dafür aber einem weibisch gekleideten Breechesjüngling in blütenweißem Sweater und mit tadellos gescheiteltem Haar freudig eifrig entgegen. „Um ein Uhr Lunch, um sechs Uhr Dinner," rief die badische Schwarzwaldtochter noch zurück und kicherte von hinnen.

Der auch darin nicht verwöhnte Federlein zog vor dem

Hause seine Skier an und schlurfte unter Ach und Weh dem Seebuck entgegen. Der wimmelte von schwarzen Punkten und Strichen, die sich beim Näherkommen als laufende, krabbelnde, fahrende, springende große und kleine Menschen herausstellten. Zu seiner Verwunderung, aber auch Genugtuung sah der gute Quintus, daß gerade die sportkokettest aufgetakelten Männlein und Weiblein kaum mehr leisteten als er, der gestern den ersten Versuch gewagt hatte. Der Flirt, der Schwatz, die Phrase, der Snobismus, die Mode schienen die eigentlichen Wurzeln dieses Sportlebens zu sein. Erst als er sich zum Sprunghügel durchtastete und dort wetterharte Männer und gertenschlanke sehnige Mädchen üben sah, kam sein Respekt zurück und zugleich eine neidlose Bewunderung. Das war ja unmöglich: solche Weiten und Höhen zu zwingen, aber es geschah vor seinen scharfbebrillten Augen. Gegen Mittag bis zum Abend hin kamen unaufhörlich Skifahrer von großen Touren kraftstrotzend, strahlend und freudeblitzend zurück. Das endlich waren echte Sportmänner.

Mit stechenden Sehnenschmerzen und verstauchtem Handgelenk kroch Federlein abends ins Gasthaus. Er hatte nur einen Anzug bei sich. Der Sport legt ja keinen Wert auf Komfort und Luxus!! Aber sein Rucksack barg außer den Hemden mit den schönen Quästchen auch einen „Serviteur", eine geleimte Halsbinde, Umlegekragen und ein Paar Manschetten, die, in angemessenen Zeiträumen gewendet, sozusagen ewig hielten. Federlein wußte also, was sich gehörte, aber bestürzt prallte er zurück, als er in den Speisesaal trat. Es schien eine Hochzeit oder eine Art Kostümfest heute abend stattzufinden. Herren in Smoking, Lacktanzschuhen und blendender Wäsche, Damen in Seide und in originellen Kombinationen von Sport- und Gesellschaftskleidern. All das mit einer Buntheit, Keckheit und malerischem Schmiß, daß Federlein seine helle Freude daran gehabt hätte, wäre sein Auge und Sinn auf derlei eingestellt gewesen. Kühl und fremd, fast feindlich, wie jeder Gast den neuen betrachtet, glitten die Blicke vieler an dem Jägerhemd- und Lodenkavalier hinab.

In Unsicherheit und Scheu setzte sich der Neuankömmling in die Ecke bei der Tür, durch welche die Bedienung flitzte und die darum frei geblieben war. Nach dem Essen hub sozu-

ſagen ein Geſellſchaftsabend mit Spiel, Geſang und Tanz an. Auch ohne indiskret zu horchen, erlauſchte Federlein mannigfache Geſpräche. Sämtliche Leute ſchienen ſich ſchon jahrelang zu kennen und überall zu Hauſe zu ſein. Man ſprach da ſo gleichgültig von dem Holmenkolrennen und der Riviera, wie von dem Land der Pyramiden und der Fahrt nach Ceylon. Nach ihren raſchen, kundigen Plaudereien zu urteilen, mußten dieſe Leute immer dabei geweſen ſein, wo was los war in der Welt. Sie ſprudelten eine Unmenge mit Urteilen begleitete Namen heraus. Reinhardt, Berlin, Creſta-Run, Regatten in Monaco und Kiel, Karlshorſt und Baden-Baden, Richard Strauß und „neuer" Hauptmann, Hodler, Greco und Gott weiß was noch. Federlein war ſo klug, daß er wohl wußte, daß in jeder Geſellſchaftsſchicht die Dummen in der Mehrheit ſind, aber neben den wirklich hochgebildeten und ſicher herrſchenden Menſchen verbargen die minder geiſtigen mit reizvollem Geſchick ihr inneres Manko. Man nennt das die Kultur der Geſellſchaft. Die vergnügten, gepflegten und gelinde hochmütigen Leute hatten offenbar immer Urlaub und natürlich Geld und mußten kaum der älteſten Frau Weſtfalens den Tod anwünſchen. Nicht ſicher war allerdings, ob alle nur quittierte Rechnungen im Schreibtiſch hatten wie der Kanzleipraktikant Federlein. Schließlich aber iſt das nicht ſo wichtig, wie Geſchäftsleute, Pedanten und Philiſter glauben.

Ueber die Männer wunderte ſich der trübe Gaſt weniger, doch was waren das für fertige und rhythmiſche, ſtraffe und ſelbſtſichere Frauen und Mädchen! Während an ſeiner Schreibſtube der Lebensſtrom ohne Raſt vorbeirann, war von ihm unbeachtet ein völlig neues Geſchlecht emporgewachſen. Gewiß, ſeine Logisfrau, die Witwe Dipfele, und ihre Frida waren nicht der Typ des modernen Weibes. Das ſah ſogar er ſelbſt. Aber auch mit den Mädchen ſeiner Bekanntſchaft von der Liedertafel, bei der Federlein zweiter Schriftführer war, hatte dieſe neue, nur aus uneingeſtandenem Neidgefühl belächelte Raſſe nicht einen Schimmer von Aehnlichkeit. Zwiſchen den Klaſſen liegt eine Welt!

Um ſeine Laune zu verbeſſern, ſeinen Gedanken eine leichter beſchwingte Richtung zu geben und um Haltung zu gewinnen, wollte Federlein eine Flaſche Sekt trinken. Die jahrelang ge-

übte — coactus voluit — Sparſamkeit wandelte ſie jedoch während der Beſtellung in eine halbe um. Die Gedanken ſpannen nun aber erſt recht den Faden weiter. Mit einmal wurde es da dem ſtillen Zecher klar, daß er in dieſer Welt des Sports und des Geſellſchaftstreibens keinen Platz hatte. In der Not des Lebens und des „kleinen" Berufs hatte er den Anſchluß verloren, naturgemäß verlieren müſſen. Man klebt ſich nicht geſchwind an, was im Blut kreiſen und in der Seele wachſen muß. „So kann ich hier nicht ferner hauſen," ging es ihm durch den Sinn, und kopfſchüttelnd zog ſich der enttäuſchte Nichtlebemann zurück. Neben ſeinem Zimmer legte bei ſeinem Vorbeiſchreiten das Mädchen nicht weniger als drei Sportdreſſes einer einzigen Dame aus; drei Rieſenkoffer ſtanden im Raum, und aus ihnen quollen Wolken von Spitzen und Parfüm. Das nennt man Abhärtung, Einfachheit und körperlichen Aufſchwung, dachte Quintus, gleichzeitig befriedigt und beleidigt brummend, und verſchwand in ſeinem Zimmer. Die ganze Nacht noch huſchte und kicherte es durch die teppichbelegten Korridore. Wiederum liefen dem Kanzleipraktikanten ſcheue Gedanken über die Seele, wie ſie ihn auf ſeinem Drehbock vor dem Pult nie anwandelten ...

Als Quintus Federlein am nächſten Morgen aus dem Bett ſprang, oder beſſer: ſpringen wollte, knickte er mit ſchmerzhaftem Aufſchrei zuſammen. Er hatte eine Sehnenentzündung, und die linke Hand war bis zur Bewegungsloſigkeit geſchwollen. Der Körper litt, aber im Geiſt ſtieg eine leiſe Befreiung und die Freude über das Ende des Selbſtbetrugs herauf. Die Skiferien waren ja, ehrlich geſehen, körperlich und geiſtig eine nichtswürdige Schinderei und eine Blamage. Den Schontag über ſchrieb er ein Schock Anſichtskarten als unanfechtbare Beweisſtücke, blieb mit kalten Umſchlägen auf ſeinem Zimmer und fuhr am dritten Tag mit dem Schlitten das Bärental hinunter. Die Skier zwiſchen den Beinen, ſah er recht forſch und ſchneidig aus. Der Invalide glaubte beinahe ſelbſt, er käme von ſtrapazen- und ehrenreichen Skiläufen heim. Dabei *freute* er ſich auf das Bureau. Dort gehörte er hin. Dort auch konnte er das leiſten, was man von ihm verlangte.

Mit wichtigem Schritt ſtapfte der wieder ganz zum Be-

amten erstarrte Urlauber in seine Wohnung in der Residenz. Frau Dipfele war nicht wenig erschrocken, als „ihr Herr" unerwartet auftauchte. In das Zimmer des Logisherrn hatte sie nämlich „ihrer Frida ihren Bräutigam" gelegt. Nun, es fand sich hierwegen schon ein befriedigender Ausweg, der indessen mit unserer sittlich einwandfreien Geschichte nichts mehr zu tun hat.

Die Skier trug Federlein in die Mansarde, wo seine Examensbücher und die Erbstücke der westfälischen Tante, nämlich ein Hausſegen, ein Sauerkrautfaß, Schlossers Weltgeschichte, Danneckers Ariadne, die so lädiert war, daß sie dadurch einen frivolen Eindruck machte und geheim gehalten werden mußte, sowie eine unbrauchbare Nähmaschine lagerten.

Im Sommer, wenn Frau Dipfele große Wäsche hatte, holte sie die langen Hölzer des emeritierten Skifahrers herunter und benützte sie als Seilstützen.

In der Zegogesellschaft am runden Tisch gilt übrigens heute noch Quintus Federlein als Autorität im Schneeschuhsport.

Paul Koerber

Die ansteckend' Krankheit

Zwar eins muß man dem Ratschreiber lassen: er hält sein Wort. Wo das verpfändet ist, da wird's auch eingelöst. So jetzt wieder, da er's der Mutter einseift, wie versprochen. Obschon sie hundsmüd ist, die Frau, ob dem Herumkeien in den Aeckern, ihren verdienten Lohn muß sie haben, das sagt er ihr gleich beim Eintritt.

Der Lohn nun fällt dermaßen reichlich aus, daß sie ihm am selbigen Abend noch auf und davon geht, trotz dem vor Schmerz sich noch immer windenden Bueb. Auf acht Täg dann erspart sie ihm wieder zur Abwechslung einmal Kost und Logis, indem sie bei christlichem Erbarmen kampiert gegen Verpfändung ihrer Leibeskraft.

Und noch eine Wochenkost spart der also Ausbezahlende. Muß sein, daß die Hechel rostig war. Nun weiß der Bueb nit, soll er weinen vor Schmerz oder muß er's danken. Ins Spital wird er vom Physikus verschrieben. Eine Krankheit mit Namen kann dieser zwar nicht nennen. Aber drum zur Beobachtung soll der Bueb ins Spital.

Die Ruh' des Spitals ist indess' so wohlfeil für den Bueb doch nicht zu haben. Er muß sie vielmehr sich erkaufen noch durch ein peinliches Gericht.

Als er vom Spital hört, ein ganz rührend Gemüt legt der

Dieses Kapitel ist der Erzählung „Der treue Knecht" entnommen. Zur Orientierung: Der Bueb, ein in Not und Bitternissen aufwachsender Knabe, ist von seinem Vater mißhandelt worden und dabei mit dem Gefäß in die Hechel gefallen. Er muß ins Spital. Alles andere ist wohl verständlich. — Der Dichter konnte mir kein selbständiges kürzeres Friedensstück zur Verfügung stellen, weshalb ich zu obigem Kapitel aus seinem schönen Buche griff. Der Herausgeber.

ſonſt doch ſo gefühlsloſe Vater an den Tag und er tut gar beſorgt um ſeinen Bueb. Denn er fürchtet den Spektakel, der ihm könnt' auf den Hals kommen aus Urſach' ſeiner etwas zu energiſchen Fußbewegung und aus Urſach' der verroſteten Hechel. Da fühlt er's doch angebracht, den Bueb mit einem guten Zuſpruch zu entlaſſen.

"Nix dürf er nämlich ſagen von all dem, was vor'gangen. Wenn er nur ein gottſigs Wörtli verrat', aus iſt's mit der Freundſchaft", meint er. „Bis jetzt hab er allig*) ſeinem Bueb ſich von der gueten Seiten bloß zeiget. Er ſoll jetzet dafür tuen, daß es in Zukunft wieder ſo ſei. Dem könnt' aber nur ſein, wenn er nix ſaget. Wenn er's aber doch ſaget, — oder daß er nur ein Wörtli ſaget, — dann gnad Gott ihm, dem verlotterten, verlumpten Lausbueb, der nit wert ſei, daß er auch blos verreck wie ein Vieh. Aſe lebig müeßt er hernach vergraben ſein, — aſe lebig!" — Er verſchnaufet's erſt ein wenig nach der hitzigen Freundſchaftsred. Jetzt aber fährt er fort, ſo zart, daß er der Roßknecht von ammig**) nit mehr iſt. Er ſagt: „Sodili, — jetzet ſoll der Bueb auch gehn. Und er ſoll ſchön brav ſein und ſoll dem Herrn Fiſikus einen ſchönen Grueß ſagen. Und auch den guten barmherzigen Schweſtern ſoll er einen ſchönen Grueß ſagen von ſeinem Vatter. Und ſie alle miteinand' ſollen den Bueb recht bald recht g'ſund machen wieder. Sodili, — jetzet ſoll er auch gehn." —

Es g'lüſtet dann den Bub auch gar nit danach, auch nur ein Schnäuferli zu tun vonwegen der verroſteten Hechel. Er hatte die Freundſchaft ſchon dick, von der Feindſchaft wollt er gar nix wiſſen. Wenn ſich's mit der Freundſchaft ſo ſchlecht auskommen ließ, wie mußt' es dann mit der Feindſchaft erſt ſein? — Nein, nein, — es gelüſtete ihn danach nicht.

Aber auch von den „Grüeßen" ſagt er lieber nichts. Und über das recht baldige Geſundmachen ſchweigt er ſich auch lieber aus.

Denn da er nun in dem ſchönen Bett liegt, weich und weiß, da drinn möcht er immer liegen und er ſieht gar keine Urſach', zu einem baldigen Heimkommen beitragen zu müſſen.

*) immer, all.
**) ehemals.

Und dann „die guet Schweſter", die ſo nett zu ihm ſchwätzet! „So liebli ſchwätze hat er ſchon gar nit g'hört,"

Jetzt freilich ſeine Krankheit macht ihm vorerſt doch etlich' Sorg. Er kann zwar nit ſehn, was der Fiſikus für ein G'ſicht macht, wenn er die Krankheit ſich anlugt. Denn die Krankheit hat er ja auf der anderen Seite von ſeinem G'ſicht. Aber was der Fiſikus mit der Schweſter ſchwätzt, ſell hört er doch. Und dann tut ihm die Schweſter ja auch manches ſagen.

So jetzt: „daß er wahrſcheins eine anſteckend' Krankheit hätt' und er müßt in die Iſolierſtub' verlegt werden."

Da horcht er aber auf, der Bueb. „Eine anſteckend' Krankheit? — — — Wol wol!" nickt er aber gleich hinterher, bekommt aber doch wieder einen roten Kopf, als hab' er das auferlegt Schweige-Gebot ſchon übertreten. Indeß ſimuliert er weiter über die anſteckend' Krankheit. „Eine anſteckende Krankheit iſt's freilich," das meint er auch. Die Hecheldorn haben tief anſteckt, ſell hat er wohl verſpürt, — o jeggerli! Anſteckt haben ſie bis tief auf's Leben! Aber warum er deswegen in die Iſolierſtub müeßt? Sell kann er nit verſtehen. Frageſt drum die Schweſter.

„Damit andere nit auch angeſteckt werden von ihm" gibt ihm die Beſcheid. Da weiß er erſt recht nicht, warum. Als ob er mit Fleiß ſich angeſteckt hätt! Als ob er mit Fleiß nun auch andere anſtecken tät! Hätt' er ja eine Hechel gar nit, wie ſollt er das Anſtecken denn nur machen? Wieder will er die Schweſter fragen. Aber indes bekommt er ſchon wieder einen roten Kopf. „Er fraget lieber nit, auf daß er die Freundſchaft nit verliert."

Die Schweſter iſt auch ohne weiteres Fragen wiederum in Sorge um ihn, den ſie meint: „er hätt' einen ſo roten Kopf überkriegt, ob es ihn denn g'fröſtlet hab während dem rumbetten vorhin? Daß ein Wechſelfieber gar noch eintret? Er ſoll jetzt ſchön unter die Deck ſchlupfen und lieb ſein." —

Er ſchlupft gern unteri und es freut ihn „ſölli", noch einmal ein ſo guet Bett überkommen zu haben. „Das Krankſein ſei doch ein guet's Leben" meint er für ſich.

Als dann der Fiſikus kommt, unterſucht er lang. Und was er mit der Schweſter ſchwätzt, hört der Bueb wohl. „Ob es

Scharlach sei? — — — Ob die Rötlen oder die Masern im Anzug? — — — Es sei halt ein noch arg verschwommenes Krankheitsbild. Fleißig Aufschläg, lauwarm, reizlose Kost und ein Bad im Tag, das sei das einzige, was er vor's erste verordnen könn'. Man müßt eben abwarten." —

„Aber der Bueb hätt' doch gar kein Fieber?"

„Grad das sei das merkwürdige und auch das verdächtige. Eine Infektionskrankheit ohne Fieber, — also eine schleichende Vergiftung? — — — Abwarten müßt man halt." — — —

„Wol — wartet nur ab, — und wartet recht lang, damit's mir noch recht lang so guet geht" denkt der Marti. „I wart mit, und's warten soll mich ganz g'wiß nit verdrießen!"

Er kann es auch aushalten, denn die Aufschläg tun ihm recht gut. Zwar als er von den Aufschlägen gehört, je, wie ist er doch arg verschrocken, der Bueb. Schläg auch im Spital? Und richtige Draufschläg, wie der Fisikus saget?" — Bald ist er ja eines Besseren belehrt.

Den andern Tag dann meint der Fisikus, „ob es nit der Wochentölpel sein könnt, — der Ziegenpeter? Der tät ja immer an den Backen auftreten — — — Und auch mit einer mächtigen Geschwulst. — — — Die Backen und die Geschwulst seien hier zweifelsohne vorhanden. — — — Nur daß es eben die Hinterbacken und nicht die Gesichtsbacken seien, das ließ noch Zweifel bestehen." —

Der Bueb ließ auch seinerseits den Zweifel bestehen und fing jetzt an, die Krankheit recht lächig zu nehmen, denn in dem Bett war's auch gar so gut. Und das Essen war auch nicht zu verachten. Das war „so guet", daß er auf das gut Essen einen Plan baute. Der Bueb dacht' so:

„Iß, was du veressen kannst. Wenn du guet ißest, — und von dem gueten recht viel, — du kommst an's drühen*). Wenn du aber drüheſt, nach können deine Backen auch nit mägerer werden, — vorab deine Hinterbacken nit. Werden die aber nit mägerer, hernach vergeht auch keine G'schwulst und du bleibest recht lang noch im Spital."

So plante der Marti und zog sich die Krankheit allmählich durch eine Woche hin. Eine Hautinfektion war es, das sah

*) gedeihen.

der Fiſikus wohl. „Die roten Flecken — ein etwas erhöhter Kern — und um jeden Kern ein roter Hof? — — — Merkwürdig, — ganz merkwürdig!“

Die Sache ward ihm nun ſo intereſſant, daß er nicht umhin konnte, dem zweiten Ortsarzt dieſen höchſt ſonderbaren Krankheitsfall mitzuteilen. Ja er lud ihn zu einer Beſichtigung ein, — im Intereſſe der Wiſſenſchaft! Und ſo ſtanden ſie nun beide am Krankenbett und nahmen es ſehr ernſt. Das war eben nun einmal eine Krankheit, bei der es der Doktor ernſter nimmt als der Patient.

Auch der hinzugezogene Kollege brachte alle bereits ſchon erwogenen Krankheiten in Vorſchlag, immer aber wurde auch er wieder ſtutzig, daß eben das Krankheitsbild ſich zeige wohl auf Backen, aber auf dieſen ſonſt von Infektionskrankheiten verachteten Backen. Jedenfalls ſei es eine höchſt merkwürdige Krankheit. Und er danke ſeinem vorgeſetzten Herrn Kollegen, daß er ihm die Gelegenheit geboten habe, ſo eine Seltenheit, ſo eine überaus intereſſante Seltenheit zu Geſicht zu bekommen. Ihm gefiel beſonders die genaue Abzirkelung der Puſteln. Zu merkwürdig ſei das. Mit mathematiſcher Genauigkeit eine genau gleich weit von der anderen entfernt! Und — damit er nicht das Opfer einer Täuſchung geworden ſei, — die Schweſter mußte ein Zentimetermaß beibringen und es ging an ein Abmeſſen.

Wie er geſagt, es ſtimmte genau: neun Millimeter Abſtand. Höchſt merkwürdig! Wie exakt doch manchmal die Natur arbeitet. Wollen Sie nicht im Medizinalblatt im Intereſſe der Wiſſenſchaft über den Fall referieren? Man würde Ihnen gewiß im ganzen Lande Dank wiſſen. Das grenze ja gerade an die Entdeckung einer neuen Krankheit! „Haben der Herr Fiſikus noch keine Puſtelprobe entnommen?“

Der Herr Fiſikus dankte gerührt „für das Intereſſe, das dieſe doch gewiß bedeutende Sache auch bei ſeinem geſchätzten Kollegen gefunden habe und er werde nach deſſen Vorſchlägen handeln. Er fühle ſich zwar nicht mehr ſo ſtark in der Feder, — Gott! — das Alter!! — Aber um die Wiſſenſchaft müſſe man ein Opfer bringen und — er ſei bereit, es zu bringen.“ Faſt gerührt ſagte er dies und ſie verabſchiedeten ſich.

Das erste, was der Herr Fisikus nun tat, er entnahm wirklich eine Pustelprobe. Gehobenen Gefühls trug er sie nach Hause und verzichtete diesen Mittag auf das Essen. Er hatte wichtigeres zu tun. Auch wollte er bis zu Beginn der Nachmittagssprechstunde nicht gestört sein. Für keinen Fall gestört sein.

Und nun impfte er die Pustelprobe einem Kulturboden ein. „Wenn es gelänge, eine Reinkultur von diesem Krankheitserreger zu erzielen? — — — Einem Robert Koch — einem Pasteur würde ihn die Wissenschaft zur Seite stellen! Für jeden Fall, die Folgen ließen sich gar nicht ausdenken — — —"

Triumphierend erzählte er der Schwester von seinem Vorhaben. Wie der Bueb da wieder auflosete: „Einen Krankheitserreger will er züchten, der Fisikus? In der Fabrik werden g'wiß noch mehr so Hecheln g'machet", denkt er. „So Hechelfabriken sind die Krankheitserreger. Doch was sell züchten betrifft? Sonst hat er bloß von Schweinezucht — von Stallhasenzucht, — von Kälberzucht eppis g'hört. Nun auch noch eine Hechelzucht? — Ob die Hecheln denn wachsen wie eine Haarbürst auf'm Kopf? — Wenn er nur eine Hechel da hätt, könnt' er sie daraufhin untersuechen. Sonst aber, der Haupt-Krankheits-Erreger von seiner Krankheit sei doch wohl der daheim. Und jetzt ein absichtlich züchten noch? Es sei an sellem schon z'viel und von Uebel gar, noch anderi züchten zu wollen." So meinte es der Bueb, sagt aber nix.

Aus dem neuen Krankheitserreger war nun zwar nichts geworden. Wahrscheinlich war der Kulturboden schon zu alt gewesen. Er hatte ihn vor Jahren einmal aus der Kreisstadt mitgebracht. „Die Kollegen in der Stadt seien doch im Vorteil. Die hätten ihr physikalisches Institut."

Aber referieren wollte er doch. Und so gab er im Medizinalblatt Kenntnis von einer neuen Kinderkrankheit. „Circularinterpunktions-Krankheit" nannte er sie. Sie trete auf an den Gesäßbacken. Glücklicherweise sei ihr Verlauf ein milder. Kein Allgemeinfieber, nur örtliche Temperatur-Erhöhung trete ein. In genau abgemessenem Abstand treten kleine Pusteln auf, die, etwas erhöht, nach einigen Tagen eine wässerige Flüssigkeit entleeren, dann aber mit einem Schorf abheilen. Diese

Pusteln erinnerten sehr an die bekannten Schnakenstiche. Würden sie nur nicht in so auf Millimeter auszumessenden genauen Abstand auftreten, man müßte an eine Infektion durch ein Insekt denken. Nicht vergessen dürfe er die überaus starke Anschwellung des gesamten Krankheitsherdes. Durch rechtzeitiges Isolieren sei einem Weiterschleppen dieser gewiß doch eigenartigen und durchaus noch unerforschten Krankheit vorgebeugt worden.

Dieses Schriftstück befand der Fiskus beim Ueberlesen für ausgezeichnet. Weniger indessen gefiel es dem Marti, denn es war für ihn zugleich das Gesundschreiben, dem aber folgte die Entlassung aus dem Spital.

So wünschte er dem Fiskus seinen Aufsatz über alle Berg. Aus dem Spital sollte er ja nun wieder fort. Von dem gueten Essen, aus dem gueten Bett. Und kein Lernen hatte es da gebraucht, gar keine Schulersach! Das war eine schöne Zeit gewesen.

Jetzt aber ging es wieder heim zum richtigen Krankheitserreger. Daß der ihm die Krankheit grad nochmal erregen tät, den Wunsch hätt' er jetzet schon. Aber weil er jetzet nit verschwätzet hat, ganz g'wiß hat er's doch auch nit verscherzet jetzt mit der gueten Fründschaft. Im übrigen, wenn der Fiskus schon was hat züchten wollen, wenn er nur sellen Erreger daheim 'züchtet hätt', — so züchtet wie der den Bub als züchtet, — mit'm Hageschwanz — mit eim Fueßtrampel. So ein Züchten war ihm ganz g'wiß nit ver'graten. Wenn er's nur tuen hätt', — sell. Wol, — sell hätt' er sollen tuen. Hinten drauf, wie er ihm als gibt, — seller Kulturboden hätt' g'wiß nit versaget.

Jetzet aber wird es der Vatter seinem Bueb wieder tuen in Fründschaft! Wenn der ihm die Krankheit nur grad nochmal erregen tät, kämt er wieder gleich am ersten Tag von seiner Fründschaft — in's guet Spital.

Heinrich E. Kromer

Narrheit um Narrheit

I.

Am 5. Juni 1913 starb in Neu York hochbetagt eine fromme Jüdin mit Namen Frau Aehrenbusch, die dachte auch nicht, daß sie ein halbes Jahr später noch nicht gehörig beerdigt sein und im Tode mehr in der Welt herumfahren werde, als ihr ganzes langes Leben hindurch; da hatte sie nämlich für Reisen, so wohlhabend und freigebig sie sonst gewesen war, nie viel übrig gehabt. Desto mehr hatte es dafür nun ihre jüngere Tochter, ihr Lieblingskind, eine gewisse Frau Schildkraut, gerade als sei ihrs so aufgetragen im letzten Willen der Mutter, zu dessen Vollstreckerin sie bestellt war, oder die fromme Abgeschiedene habe sich ihr Geld zu keinem andern Zweck zusammengespart. Was stand nun in diesem letzten Willen? Neben anderm dies, daß Frau Aehrenbusch einst im nämlichen Fleck Erde ruhen wolle, wie ihre Eltern. Das war aber nicht in Neu York, wo sie ihre ganze Ehezeit wie auch die langen Witwenjahre zugebracht hatte, sondern auf dem jüdischen Friedhof in Breslau, und hieß also eine lange Reise für einen Toten und eine kostspielige Fahrkarte, wenn man nichts mehr davon hat. Aber die Tochter erfüllte den Wunsch der Mutter und brachte sie übers breite Meer und hernach die weite Strecke überland nach Schlesien hinein zur Bestattung und es wäre damit alles gut gewesen. Aber als in Breslau Frau Schildkraut mit dem Friedhofsobersten ein langes Hin und Her über die Lage und Kosten der Grabstätte bekam und wegen einiger hundert oder zweihundert Mark nicht mit ihm übereins werden konnte, wandte sie den strittigen Kostenabstand und ein beträchtliches Mehr lieber an eine Rückreise nach Neu York, ließ die Mutter im Doppelsarg wieder zur Bahn

bringen und in Bremen aufs Schiff, und die Reise war nicht nur für einen Toten, der nichts davon spürte, lang genug, sondern auch, daß ein Lebender dabei nachdenklich werden konnte. Frau Schildkraut wurde es. Kaum sah sie nämlich drüben das Bild der amerikanischen Freiheit, die immer ein bischen im Dunst ist, nebelhaft herschimmern, überlegte sie auch schon, was sie, wenn sie am Land sei, jetzt der Breslauer Friedhofsbehörde in Sachen des Erbbegräbnisses schreiben wolle, und als das Schiff anlegte, meinte sie bereits, besser ginge es am Ende mündlich. So wirkte die amerikanische Freiheit. Wie sie aber vollends die Treppe zum Ausbooten herablassen sieht und für alle Fälle Schirm und Handtasche zusammenrafft, ist sie plötzlich mit sich einig, läuft zum Kapitän und gibt ihm die Weisung, ihren Totenschrein an Bord zu lassen; sie habe sichs überlegt und wolle mit der Mutter auf dem nämlichen Schiff nach Deutschland zurückfahren und noch einmal mit den Herren Breslauern reden; sie wollte sagen: mit den Breslauer Herren. So legte sie denn die schönen Fahrt- und Frachtkosten noch einmal hin, bar voraus, es ist so Vorschrift, und erschien eines Tages mit der Toten unverhofft wieder in Breslau, wo der jüdische Kirchenrat große Augen an die fromme Tochter hin machte und einer in gestreiften Hosen sogar schnell bei sich die Kosten überrechnete und dachte: Du an ihrer Statt hättest das schöne Geld lieber in dein Geschäft gesteckt und der toten Mutter drüben die wohlverdiente Ruhe gegönnt. Wills Gott, tut sie's diesmal!

Aber eine Frau ist ein Weib und manche Behörde auch so was und so kamen die beiden zwar zu eifrigem Verhandeln, aber wieder zu keinem Ziel. Ein unfrommer Christ, ein Zeitungsmann, witzelte drum über seine fromme Glaubensgenossin und nannte sie in seinem Blättchen die Dame mit der wandernden Leiche und schickte ihr den Witz. Frau Schildkraut dachte: Sollst recht haben, Schmock! packte ein und fuhr aus dem undankbaren Breslau weg und mit der Leiche wieder über den großen Teich, zum viertenmal, wers richtig zählt. Brachte sie auch wohlbehalten hinüber, denn die Toten werden nicht seekrank, und ließ sie nunmehr in amerikanischem Boden, wo mehr Freiheit als in Breslau und auch sonst manches möglich sein soll, zur letzten Ruhe bestatten. Oder meinte es doch.

Denn zwei Monate nur und sie wurde wieder andern Sinnes. Herr Schildkraut, ihr Gatte, zog sich nämlich vom Neu Yorker Geschäft zurück und beschloß nach Breslau überzusiedeln, da ließ ihm die Frau die selige Schwiegermutter ruhig wieder ausgraben. Sie wolle sie doch lieber in der Heimatserde wissen, ihrem letzten Wunsch gemäß, meinte sie; und Herr Schildkraut sagte: Wie du willst! Diesmal wurde sie mit den Kirchenältesten in Breslau einig, die in Gottes Namen ein Auge zudrückten und ihr ein Erbbegräbnis überließen für viertausend Mark, nicht drum, sondern damit der Sache einmal ein Ende werde. Frau Schildkraut zahlte, schenkte zum Gedächtnis der Mutter noch was für arme Israeliten und es fand die Beisetzung der wandernden Leiche in Breslau, wo sie hingehörte, statt, nicht so prunkvoll zwar wie drüben in Neu York und ohne den großen Trauermarsch von Wagner, sondern auf Wunsch der Kirchenbehörde und mit Einwilligung des Herrn Schildkraut ganz still. Der Tag war aber der 14. Dezember 1913, sodaß denn die fromme Frau Aehrenbusch geschlagene sechs Monate nach ihrem Hinscheiden endlich zu ihrer Ruhe kam. Daß einer im Leben so leicht nicht dazukommt, sorgen die Menschen schon.

Doch ein Haarbreit nur und es wäre anders mit ihr beschlossen gewesen vom Schicksal, aber da redeten die Gerichte mit. Wieder zwei Monate später dachte nämlich eines Tages Frau Schildkraut: Du wüßtest die Mutter doch lieber drüben in Amerika; wie wärs mit dem Ausgraben? und ging zum Kirchenrat. Der Kirchenrat sagte: Nichts da! und Herr Schildkraut zuckte die Achseln und zündete eine Zigarre an; aber als nun auch die andre Tochter der Verstorbnen, vermählte Frau Rosenblüh, noch einsprach, ging Frau Schildkraut zum Gericht und zwar mit einem Bündel Gründe: Erstlich habe die Verstorbne ihr einmal auch den Wunsch geäußert, dort zu ruhen, wo einst ihre Tochter, nämlich sie, Frau Schildkraut, begraben sein werde. Das sei aber nicht in Breslau, sondern in Amerika; sie habe sichs nämlich überlegt. Zum zweiten wolle sie nicht in einer Stadt begraben sein, wo ein Winkelblättchen sie die Dame mit der wandernden Leiche genannt habe, und drittens überhaupt nicht, so oder anders! Das war entschlossen geredet, und der Richter lächelte auf den

Stockzähnen und dachte: Nimm die Klage an! Da erklärten ihm aber Frau Rosenblüh wie auch der Rabbi, es widerstrebe frommem Empfinden, eine Tote immer zwischen Breslau und Amerika hin und herfahren zu lassen, wie ein unbestellbares Frachtstück, und der Anwalt der Kirchenbehörde brachte gar den Witz an, es sei Brauch und Wunsch rechtgläubiger Juden, nach dem Tod in Abrahams Schoß zu ruhen, aber vom Herumreisen stehe nichts in der hl. Schrift. Der Richter, der einen Spaß verstund, lächelte wieder auf den Stockzähnen und wies die Klägerin ab!

Ein andrer hätte sich bei dem Spruch beruhigt, z. B. Herr Schildkraut. Frau Schildkraut nicht! Sie sagte: Sind die Gerichte zu etwas gut, dann zum Berufen, und ging vom Landgericht Breslau zum Breslauer Oberlandgericht; das saß nur eine Treppe tiefer. Dort besah man sich die Klage und kam mit manchem Inanbetracht und Zwar und Aber endlich zu einem Spruch, nämlich: mit der Beerdigung auf dem Breslauer Friedhof sei das Persönlichkeitsrecht, über den eigenen Leib zu verfügen, nicht untergegangen, oder so; weiterhin beweise es nur den frommen Sinn der Klägerin, daß sie die Leiche, für die sie bisher gesorgt und freigebig gezahlt habe, mitnehmen wolle, z. B. um in Amerika dem mütterlichen Grab besser die gebührende Wartung zu geben, als sie's von Neu York übers große Wasser hinüber nach Breslau könnte, was andrerseits wohl auch zu sehr in die Kosten liefe, was man wiederum der Klägerin billigerweise nicht zumuten dürfe und so weiter, bis dem Richter der Atem knapp wurde. Er gab also der Klägerin recht und Frau Schildkraut konnte mit dem Schriftstück beim Rabbi die Leiche herausverlangen und ihre sechste Seereise antreten lassen. Und wollte es auch.

Der Rabbi sagte: Wir wollen sehen, Frau Schildkraut. Zu sich selber saate er: Hab ich nicht noch das Reichsgericht? Und zu seinen Räten und Beiräten: Wozu haben wir das Reichsgericht? Ein Toter muß einmal seine Ruhe haben! Und das gequälte Recht auch. Und erst recht die geplagten Richter! Dafür sind die in Leipzig da.

Wer nach Leipzig ging, war der Rabbi. Und behielt Recht. Und das Breslauer Gericht bekam einen kleinen Nasenstüber für seine Gescheitheit, Frau Schildkraut aber wurde mit ihrer

Forderung abgewiesen. Und zwar endgiltig, wie es hieß, und von Rechts wegen.

Damit fand die tote Seefahrerin endlich ihre Ruhe. Wohlverdient! Denn fünfmal vergebens übers Meer fahren und dreimal vor die Gerichte gehn, als Toter noch, ist keine Kleinigkeit, auch wenns schließlich zum gewünschten Ende führt. Es kommt nicht immer so.

II.

Einen kostbaren Hut, mit dem man Staat machen kann, wirft einer nicht leichthin fort, gar gleich ins Feuer, wo er nimmer zu holen ist und nur der Huterer den Nutzen davon hat. Aber läßt sich einer willig einen Zahn ausreißen, auch nur einen hohlen, geschweige einen heilgesunden, der ihm nie sein Lebtag wehgetan hat? In England hat einer dran glauben müssen durch eigne Schuld. Doch fallen dort dergleichen Verrücktheiten nicht weiter auf; das sagt schon ein gewisser Totengräber einem gewissen Prinzen, den sie mit seinem vorgeblichen Wahnsinn auch nach England schicken wollten. Und die saubern Anstifter haben sich dabei die Finger verbrannt.

Der König Karl II. hatte die Schlacht bei Worcester verloren, begab sich auf die Flucht und kam auch in das Städtchen Bradmish, wo er sich eine Nacht verschnaufen wollte, wohl oder übel. Die Bradmisher nahmen ihren Fürsten als getreue Untertanen auf, obwohl sie witterten, es stand windig um seinen Herrscherstuhl. Aber der Wind konnte sich drehen und: wer weiß? dachten sie: am Ende gedenkt's uns der König und das kann nicht schaden. Bewirteten ihn drum so fürstlich wie sie's nur hatten und ließen ihn dann unter Knixen und Bücklingen, die ihm zwar nichts nützten, seines Weges ziehn nach Frankreich. Das war im Jahre 1651. Neun Jahre später kehrte der verbannte Herrscher in sein Reich zurück und zog, weils der tote Cromwell, sein Widersacher, nicht hindern konnte, unter lautem Jubel des Volks in London ein; Da machten sich auch die guten Bradmisher wieder fühl-

bar, d. h. sie luden den König einige Tage hernach, als sie dachten: jetzt hat er sich von den ersten Festereien ausgeschlafen, in ihr Städtchen ein, und der Bürgermeister setzte sich einstweilen zur Probe seinen neuen Pelzhut auf und fingerte sich's an den Wamsknöpfen ab: Kommt er? kommt er nicht? Die Knöpfe wußten's. Der König schrieb, er bedaure für diesmal, oder so, schickte ihnen aber als Abzahlung vorläufig den Herrn Rochester, das war sein oberster Geheimrat oder seine rechte Hand, wie man's auch heißt, nebenbei aber ein hochmütiger, launischer Herr. Dem gefiel die königliche Sendung schlecht und verdroß ihn; er sagte sich drum: Besser als deinen Aerger geschluckt, laß ihn an den Bradmishern aus! Fuhr also dorthin und ließ sich empfangen, er hätte der König selber sein können. Der Bürgermeister von Bradmish trägt dabei seinen neuen Kastorhut für drei Goldgulden holländisch, wie man im Städtchen weiß, und meint sich was damit. Wie der Rochester den schönen Hut sieht, schätzt er ihn auch so auf drei Goldgulden, lobt das köstliche Pelzwerk, hat aber dabei schon eine Bosheit auf der Pfanne; er lächelt also, wenns möglich ist, noch ein wenig feiner, und der Herr Bürgermeister auch, weils so Brauch ist.

Beim Festmahl erhebt sich der königliche Gesandte, sagt den Ratsherren dies und jenes im Namen seines hohen Absenders, lauter schmeichelhafte Dinge und freut sich im voraus, weil er den Bradmishern einmal vormachen kann, wie man bei einem englischen Königshoch die Hüte schwingt. Die Bradmisher tun mit und einige denken schon: Jetzt gehts ans Trinken. Aber der Rochester fährt fort: Haben wir nun aufs Wohl unseres erlauchten Fürsten, sagt er, so begeistert die Hüte geschwungen, so laßt uns weiter beweisen, wir seien für ihn auch zu jedem Opfer bereit. Des zum Zeichen sollen diese Hüte, die wir ihm zu Ehren geschwungen haben, nie wieder unser unwürdiges Haupt bedecken, sondern wir weihen sie freudig dem Herrscher und legen sie in dieses Kaminfeuer. Lächelt dem Bürgermeister zu, legt den Hut in die Flammen und die Bradmisher tun ihm nach, ihr Oberhaupt mit seinem Pelzhut voran.

Darum hätte es genügen können; der Rochester hielt's auch dafür. Der Bürgermeister spricht unterweilen zwei Worte mit dem Ratsdiener und läßt sich dann an den Flammen seiner

Kopfbedeckung allmählich ein Licht aufgehn, warum der Rochester ihm den Kastorhut so übern Schellenkönig gelobt hat. Er sagte sich: Reut dich zwar das schöne Stück in die Seele hinein, so ist dir dafür dein böser Stockzahn umso feiler. Wills Gott, hat der Rochester gesündere, oder ich verstehe mich schlecht auf Roßgebisse. Dann geht er an seinen Trinkspruch und ist gut bei Zunge trotz seinem Zahnweh; wie er aber zum Königshoch ausholen will, hält er ein Weilchen inne und lächelt dem Rochester zu und die Bradmisher denken: Nun zahlt er's ihm heim. Aber der Bürgermeister fährt weiter: War es aber hinreichend, verehrter hoher Gast und liebe Mitbürger, daß wir unserm König mit dem kostspieligen Kaminfeuer ein flammendes Sinnbild unserer Liebe und unsrers Opfermuts gegeben haben? Nein, wir wollen uns auch bereit zeigen, mit unserm Fleisch und Blut für ihn einzustehn. Also dünke denn keiner sich würdig, zu Ehren König Karls, wie wirs schulden, den Becher zu leeren, er lasse sich denn auf dessen hohe Gesundheit zuvor einen Stockzahn ziehen.

Setzt einstweilen seinen Prunkbecher nieder und vertraut lächelnd dem Herrn Rochester an, der Bader warte schon draußen.

Die Geschichte ist verbürgt. Der Bader von Bradmish hat sie in seinen Denkwürdigkeiten aufgezeichnet. Er habe, schreibt er dort, dem Rochester mit auserlesener Bosheit einen Stockzahn ausgebrochen, stattlich wie ein Schiffspfahl und seines Meinens den gesündesten im ganzen Gebrech, ihm auch drei Silberschillinge dafür abgefordert, alldieweilen besagtes Zahnziehen in des Königs Diensten geschehen sei, wie ihm der Bürgermeister unter der Hand vertraut. Der König hat nachmalen Kunde von dieser Narrheit seiner zwei Bürger aus dem Mund seines Abgesandten erhalten; dem haben aber dabei noch Biller und Kiefer von dem verlorenen Zahn wehgetan.

Benno Rüttenauer

Legende

Da jetzt der Fürst des Krieges herrscht, so sind gar viele emsig und erzählen von ihm Geschichten, mehr als sie wissen; mir aber gefällt es mich zu erinnern an den Fürsten des Friedens.

Und da taucht mir plötzlich in meinem Sinn ein altes Märchen auf, eine Legende, woran ich in dreißig Jahren nicht gedacht hatte — und nicht nur die Legende, auch die Urahne, die ich wieder deutlich zu sehen glaube, und der ganze elterliche Hof und alles um ihn her. Die Urahne hat mir die Legende erzählt.

Am Rain vor der Scheuer saßen wir in der Frühlingssonne. Um uns herum scharrten die Hühner und watschelten die Enten. Auf dem Apfelbaume sang der Fink. Die Urahne spann und zum Schnurren ihres Rädchens erzählte sie dem Kinde Geschichtchen. Das Kind kauerte ihr zu Füßen und horchte auf und hörte vom Knaben Jesu das Wunder.

Vor der Hütte seiner Eltern saß der heilige Knabe und hatte feuchten Ton vor sich. Und wie Gott der Vater aus Ton den Menschen geformt, so bildete und formte der Knabe allerlei Gestalten. Vögel bildete er nach, kleine und große, Vögel des Himmels, die am wenigsten erdgeboren scheinen unter allen Geschöpfen. Er formte sie treu und stellte sie in einer Schar um sich her. Und so eifrig war er in seinem Formen und Bilden, daß er nicht sah noch hörte, was um ihn vorging.

Da kamen aber vier Männer des Weges, ehrwürdige Greise in weißen Bärten und langen Gewändern. Schriftgelehrte waren es und Gesetzesausleger, und ein Vikar des Oberpriesters. Ein Pharisäer war auch darunter. Ihre Augen blickten streng und finster. Sie sprachen gerade davon, wie in

dem Volke von Israel die Religion der Väter gering geachtet werde in diesen Zeiten, und wie Unglaube und Unbotmäßigkeit um sich griffen bei Hoch und Niedrig. Ein heftiger Zorn wallte in ihnen auf über die beginnende Gottlosigkeit der Menschen. Denn sie fühlten sich ganz eigens bestellt als Hüter der heiligen Religion.

Da sahen sie das Spiel des Kindes vor ihnen. Und sie prallten zurück, alle vier, wie vor einer giftigen Schlange. Der Tag war nämlich ein Sabbath, und der älteste von den ihnen streckte seine Arme gegen den Himmel aus und rief: „Sei uns gnädig, Herr Gott Zebaoth." — „Wessen ist das Kind," schrie der andere, „das also den Sabbath schänden darf auf offener Straße?"

Bei diesem Geschrei entstand in der Hütte eine Bewegung, der Zimmermann Joseph drückte sich hinter eine Wand, er hatte Furcht vor den Männern des Gesetzes und mochte mit ihnen nichts zu tun haben. Auch die Mutter Maria erschrak. Ihr bangte um den Sohn. So trat sie unter die Tür des Hauses, bereit ihr Kind zu schützen vor den fremden Männern. Sie war jung und schön und sie fürchtete sich nicht.

Nur blaß war sie geworden vor Bangnis, und wie eine hohe Lilie am braunen Zaun des Gartens, so stand ihr Antlitz zwischen den dunkeln Pfosten des Hauses.

„Weib," schrie der Pharisäer, „fürchtest du nicht die Rache des Himmels, daß du deines Buben Sünde mit ansiehst vor deinen Augen! Eine Mutter wie du ist eine Schande und ein Fluch für Israel."

Da richtete sich das schöne Weib hoch auf. „Schmähe nicht mein Kind," rief sie. „Soll das Kind ein Sünder sein, wie willst du dann bestehen!"

„Sie lästert Gott," rief der Pharisäer. Denn wer widersagt dem Pharisäer, der lästert Gott alle mal. Und mit rotem, zorngeschwollenem Gesicht trat er nahe an den Knaben, der mit großen Augen ruhig zu ihm aufblickte. „Mann," sprach er, „willst du auch einen meiner Vögel haben?"

Da geriet der Pharisäer vollends außer sich. Er erhob den Fuß. Noch einen Augenblick zögerte er.

Sollte er die sündhaften tönernen Gebilde vernichten, oder war es nicht besser, den Knaben selber zu zertreten, den Sab-

bathschänder? In seinen Zornesaugen war der schöne Knabe zur giftigen Kröte geworden, die den Garten Gottes besudelte. Aber das Kind lächelte und klatschte in die Hände. Und siehe, seine Vögel spannten die Flügel aus und erhoben sich. Unter jauchzenden Rufen stiegen sie empor zur goldenen Sonne.

Der Knabe lächelte. Und seine Mutter eilte herbei und schloß ihn in die Arme und küßte ihn mit Inbrunst.

Der Pharisäer aber und seine Genossen standen mit verduzten Gesichtern.

Das könnte der Schluß sein dieser Legende, ihr Ende ist es nicht. Denn Menschen gibt es und Menschenklassen, für die selbst Zeichen und Wunder umsonst geschehen, und als der göttliche Knabe ein Mann geworden war, der heiligste, den je diese Erde trug, da erinnerten sich jene Anwälte des Gesetzes, wie er sie einst beschämt hatte, und verfolgten ihn von neuem im Namen der Religion und des Gesetzes, und auf ihr Betreiben und ihren Eifer wurde er gefangen genommen, und verurteilt nach römischem Recht, und an den Galgen geschlagen zwischen Mördern und Verworfenen.

Kurt Schede

Das Gletscherlicht

In der bescheidenen Guggihütte an der Nordwestwand des Mönchs war das Abendessen beendet.

Die beiden jüngsten Mitglieder der Bergsteigergruppe hatten die Teller, Töpfe und Schüsseln am Herd mit geschmolzenem Schnee gewaschen und rückten nun an die älteren Herren heran, die mit den Führern am Holztisch saßen und aus kurzen Pfeifen rauchten.

Vor den Fenstern draußen ging der Tag voller Feierlichkeit zu Rüste. Blaue Schatten, von einem sanften Rosenrot verklärt, fielen vom hohen Jungfraujoch wie Schleier über den silberfunkelnden Schnee und krochen, beständig dunkler werdend, die Steilabhänge des Mönchs hinab zur Kleinen Scheideck, von der die ersten Lichter glühwurmgleich aus der schwindelnden Tiefe heraufglänzten.

Das Gespräch der wenigen Menschen in dem einsamen Berghaus war den Aufgaben des nächsten Tages gewidmet. Man wollte über die Nordwand des Mönchs zum Joch und dann durch die oberen Gletscherpartien zum Eiger zurück. Der schöne Abend mit seinen kalten und warmen Tönen versprach einen ebenso schönen folgenden Tag, und da die heutige vorbereitende Kletterei nicht sonderlich angestrengt hatte, gab man sich wohlig dem Frieden der Stunde hin.

Allmählich ging das Plaudern zu allgemeinen Geschichten über. Jeder der Aelteren hatte in seinem Bergsteigerdasein ernste und aufregende Stunden gehabt. Der eine war am Tschingelhorn in einen Schneerutsch geraten und nur durch die Tüchtigkeit seines Führers gerettet worden. Ein andrer hatte sich am Schwarzen Mönch verstiegen und eine schlimme Nacht auf schmaler Felsstufe zwischen den Hängen in Furcht

und Hoffen verlebt. Dem Dritten hätte am Schreckhorn beinahe ein faustgroßes Felsstück die Schädeldecke zertrümmert, wenn nicht Ruedi von Grindelwald ihn im letzten Augenblick zur Seite gerissen hätte. Alle erzählten ihre Erlebnisse mit jener Beschaulichkeit, die eine gute Bergstunde im Kreise Gleichgestimmter erzeugt.

Nun stand nur Peter von der Alm, der tüchtigste Führer aus dem Lauterbrunnental, mit seinem Bericht noch aus. Man wußte, er war ein schweigsamer Mensch, der nicht leicht zum Reden zu bringen war. Auf seinen Touren sprach er so wenig wie möglich, weil er den Grundsatz hatte, daß schnelles Entschließen und kraftvolles Handeln beim Bergsteiger besser wären, als langes Bereden und Mahnen. Sonst war er ein bedachtsamer, nachdenklicher Mensch, der an langen Winterabenden in alten Historien las und geheimnisvolle Beziehungen zu der gewaltigen Bergwelt seiner Schweizer Heimat unterhielt. Sein Glaube, daß feindliche Dämonen in den Schründen und Klüften der stolzen Viertausender lebten, war unerschütterlich, und jedes neue Unglück erschien ihm wie eine Bestätigung dieses Glaubens. Nach den Andeutungen seiner Führerkollegen hatte er auch schon allerlei Gespenstiges und Grauenhaftes auf einsamen Wanderungen erlebt. Am Abend vor der schweren Katastrophe, die vor wenigen Jahren dem tapfern Peter Inäbnit und dem berühmten Alexander Burgener mit fünf andern den Tod brachte, wollte er am Eigerfirn ein weißes Weib auf dem Schneeschild gesehen haben, der bald darauf die Männer über die Felsrippe schlug.

Jetzt saß er, ein wenig in sich gekehrt, die Pfeife in dem braungegerbten Gesicht, am Guggihüttenfenster und starrte mit seinen wasserblauen Augen nach den Scheideck-Lichtern hinunter, die in der zunehmenden Dunkelheit stärker zu leuchten begannen.

„Na Peter, habt ihr uns nichts zu erzählen?" Der frische Forstassessor aus Karlsruhe, der morgen zum achten Mal dem tückischen Mönch auf den Leib rücken wollte, klopfte dem schweigsamen Mann vertraulich auf die Schulter. Auch die andern redeten tapfer zu.

Es dauerte eine Weile, bis Peter die Aufforderung begriff. Mit seinem Sinnen war er in die Gletscherwelt geraten, und

seine Blicke ſuchten noch immer die Lichter im Grund. Nun füllte er, aus ſeiner Träumerei erwachend, neuen Tabak in die Pfeife, ſchob den kalt gewordenen Tee zur Seite und wendete ſich an die Geſellſchaft.

„Etwas erzählen könnte ich ſchon; Ihr glaubt es mir aber doch nicht, weil es ſo ſeltſam iſt.“

Die Zunge des Wortkargen war gelöſt. Die kleine Schar verſicherte ihn ihres Vertrauens, und Peter von der Alm begann:

„Die Lichter dort unten im Scheideck-Hotel ſind ſchuld, daß mir heute die alte Geſchichte wieder einfällt. Wir beide, der ſchon lange tote Andres Lauener und ich, hatten an einem Winterabend, kurz vor Weihnachten, ein tüchtiges Stück Arbeit geleiſtet. Mit zwei Badener Herren, rechtſchaffenen Menſchen, die von uns ſich führen ließen, waren wir nach acht böſen Stunden zum Mönchjoch gekommen und ſteuerten nun der Berglihütte zu. Die Herren waren von dem Marſch durch Eis und Schnee ſtark erſchöpft, und wir hatten Mühe, ſie über die Gletſcherbrüche zu bringen. Ein Nachtaufenthalt in der Hütte war unmöglich. Das föhnige Wetter und der ſtoßende Südweſt ließen baldigen Neuſchnee erwarten, und wir waren, wenn wir blieben, in Gefahr, auf Tage eingeſchneit zu werden.

Der Lauener redete alſo zu — Ihr wißt ja, wie gut er das konnte, — und weiter ging es über die Schründe und Brüche. Allmählich wurde es Nacht, und der Wind blies aus vollen Backen vom Joch herab. Mit meiner Berglaterne voran, ſuchte ich Schritt um Schritt das beſte Eis, die andern dicht hinter mir, der Lauener als ſtützender Schlußmann zuletzt.

Mit einem Mal ſah ich keine zweihundert Meter vor mir ein andres flimmerndes Licht. Ich wunderte mich im Stillen und gab mit der Pfeife Signal. Der Sturm verwehte den Pfiff und brachte uns keine Antwort zurück. Ein neuer Verſuch blieb gleichfalls unbeachtet.

Nun wurde mir doch etwas ſeltſam zu Mut. Ich hielt im Abwärtsſteigen inne und fragte rückwärts den Lauener nach ſeiner Meinung. Auch er hatte das Licht geſehn, ſich aber weiter keine Gedanken gemacht. Vielleicht ſei es nur der Widerſchein unſrer eigenen Laterne auf den ſchneefreien Blöcken geweſen.

Wir hatten keine Zeit zu längerem Bedenken. Der Wind war zum Sturm geworden, und die Schneeflocken tanzten wie weiße Motten um meine Lampe. Der Herr hinter mir stöhnte bei jedem Tritt; ich fühlte förmlich, wie die Kräfte ihn verließen.

An einer schmalen Schneebrücke zwischen abgrundtiefen Spalten, die im Flackerschein der Lampe noch fürchterlicher drohten, sah ich das rätselhafte Licht von neuem, diesmal zum Greifen nahe.

Kein Zweifel, es war eine zweite, uns nicht bekannte Partie, die denselben schweren Weg durch Nacht und Sturm zu machen hatte.

Ich schwang die Laterne über dem Kopf und pfiff noch einmal.

Das Licht vor uns flog wie ein Funken empor, und ein häßlich schrilles Pfeifen gab den verlangten Bescheid.

Mein Hintermann bebte an allen Gliedern bei dem seltsamen, aufreizenden Signal.

Wir hatten jetzt Fühlung mit den Fremden bekommen, und weil weder Steinschlag noch sonst etwas zu befürchten war, rückten wir in schärferem Tempo an sie heran.

„Das sind ja keine Menschen," stieß der hinter mir Steigende, zu Tode erschrocken, aus. „Seht doch nur, wie sie über den Gletscher huschen ..."

Ich richtete die Blende der Berglampe voll auf die lautlos fortschreitende Gesellschaft, und auch mich packte ein unbestimmtes Grauen.

Es waren vier Männer, genau so viele wie wir. Sie trugen weder Joppen noch Mäntel, sondern graue, faltige Tücher, die im Sturmwind beständig flatterten. Am Stock ihres Vordermanns schaukelte eine kleine rote Laterne bei jeder Bewegung. Von den verhüllten Gesichtern war bei dem Schneesturm nichts zu erkennen. Selbst die Köpfe steckten, wie abrasiert, in den wehenden Laken.

„Nun aber vorwärts, Ihr Herren da vorn," rief Andres Lauener ungeduldig, „wir haben es eilig bei dem Wetter".

„Wir nicht, Ihr Herren," kam es fast spottend zurück.

„So macht uns Platz, wir müssen weiter ..."

Als sei es ein Kinderspiel und nicht das tollkühnste Wag-

nis, auf diesen erstarrten Gletscherwogen und glasigen Abstürzen auch nur einen Fuß breit das feste Eis zu verlassen, trat die geheimnisvolle Gesellschaft zur Seite. Es war wie ein Gleiten hinaus in die Nacht. Das rote Licht an der Führerstange erlosch; die Stelle, wo sie noch eben gestanden, war leer.

Da trat etwas Grausiges ein. Mein Hintermann, der in lähmender Furcht sich dicht an mich gedrängt hatte, stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte, an mir vorbeigleitend, kopfüber in die Tiefe. Das harte Aufschlagen des Körpers an einer der Gletscherwände war einen Augenblick zu hören. Dann setzte der pfeifende Jochwind mit neuem Ungestüm ein."

Peter von der Alm hielt inne in seiner Erzählung und schöpfte Atem. Das ungewohnte Sprechen hatte ihn heiß gemacht, der Schweiß stand in dicken Perlen auf seiner eckigen Stirn.

„Und weiter?" forschten die Zuhörer. „Wie kamt Ihr hinunter?"

„Die Leiche zu bergen, war unmöglich in dieser Nacht. Wir hatten genug mit dem andern zu tun, der von Lauener und mir mehr getragen als geführt wurde. Den armen Menschen hatte der jähe Tod seines Freundes völlig von Sinnen gebracht. Mit unsern Pickeln hieben wir ein paar Kreuze ins Eis, um die Unglücksstelle so schnell wie möglich wiederzufinden. Viel Aussicht dazu bestand in diesem Winter freilich nicht. Der Sturm blies immer neuen Schnee aus der Ecke, und bald mußten die Zeichen verweht sein.

Vor der untern Eigerwand stießen wir noch einmal auf die Gespenster-Kolonne. Wir waren schon fast aus dem Eis heraus, da tauchte das rote Licht wieder auf. Es schwankte hin und her und fiel wie rotes Blut über den Neuschnee. Und dazwischen die vier in ihren wehenden Tüchern, leichthin schreitend, als gingen sie auf Moos. Unter ihnen aber befand sich ein fünfter, den wir vorher einige hundert Meter weiter oben nicht gesehen hatten. An Wuchs und Größe glich er dem toten Genossen im Gletschergrab. Selbst seine graubraune Joppe und seinen runden Filz mit dem Gemsbart erkannten wir im Blutschein des roten Lichts.

Wir hatten nicht den Mut, noch einmal ein Zeichen zu

geben. Mit Grauen ſahen wir ſie gegen den Fels ſchreiten, wo ſie bald, wie vom Sturmwind verweht, für immer verſchwanden.

Andres Lauener erzählte mir unten in Scheideck, daß er am Ende ſeiner Kräfte geweſen ſei. Nur die Sorge um unſern Berggaſt habe ihn bis zuletzt aufrecht erhalten.

Und nun, Ihr Herren, wollen wir ſchlafen. Wir haben morgen denſelben Weg zu gehn, den wir in der Sturmnacht machten. Unter der Berglihütte zeige ich Ihnen das Grab des Abgeſtürzten im Eis. Gefunden haben wir ihn nicht, obwohl wir tagelang nach ihm geſucht haben."

Harriet Straub

Der ſchwarze Panther

Etſch, ich habe einen ſchwarzen Panther geſehen und die Appaſſionata gehört.“ Den Satz hatte die noch junge Frau ſchnell auf den Briefbogen gekritzelt, dann ſtarrte ſie eine kleine Weile gedankenvoll auf das Blatt, runzelte die Stirn und ſprang ſchließlich mit einem Achſelzucken vom Schreibtiſch auf. Sie ging ein paarmal im modern eingerichteten Hotelzimmer hin und her, dann nahm ſie ſich aus der Kryſtallſchale eine Zigarette, zündete ſie an und legte ſich auf den Diwan.

Nach dreijähriger ſehr glücklicher Ehe war heute der erſte Tag, den ſie ohne ihren Mann zubrachte. Eine alte Freundin aus Kinderzeiten war in Not geraten und erkrankt, und Frau Herta hatte ſich Urlaub von ihrem Mann erbeten, um zu helfen, ſoweit es möglich war. Ihr Mann konnte wegen Berufsgeſchäften die kleine Reiſe nicht mitmachen, und wenn die Abweſenheit auch nur ganz kurz dauern ſollte, der Abſchied war ihnen beiden doch ſchwer gefallen; ſo ſehr hatten ſie ſich in den drei frohen Jahren in einander eingelebt. Ihre Zuſammengehörigkeit ging ſo weit, daß eine Freude keine Freude mehr war, wenn der andere ſie nicht zugleich genießen konnte.

Und nun lag Frau Herta auf dem Diwan und grübelte über den Satz nach, den ſie geſchrieben. Jedes Wort iſt eine Kränkung für Hans, dachte ſie. Er muß heraushören, daß ich mich jubelnd gefreut habe mit dem Panther und ich habe ihn allein geſehen, während er zuhauſe Sehnſucht nach mir hatte und — ich habe gar nicht an ihn gedacht, wenn ich ehrlich ſein ſoll. Ich war mit meiner ganzen Seele bei dem Panther und habe jede ſeiner entzückend geſchmeidigen Bewegungen hungrig in mich hineingeſchluckt. Und immer war Hans empört

über meine übermäßige Tierliebe; er wird wieder empört sein, daß ich den Panther und die Appassionata in einen Topf werfe; und wenn er mir das Entzücken über den Panther verzeiht, wird er mir schwer verzeihen, daß ich die Appassionata scheinbar gleich einschätze und gar nicht wird er mir verzeihen, daß ich die Appassionata überhaupt mit angehört habe — nun gar ohne ihn. Wie ist's denn aber auch möglich, daß ich mich so gefreut habe, so jubelnd gefreut habe, wo mich doch jetzt drei Jahre lang keine Blume gefreut hat, wenn ich sie nicht mit Hans zugleich sehen konnte? Als Frau Herta der Gedanke kam, sprang sie vom Diwan auf und ging unruhig im Zimmer hin und her, sie trat ans Fenster und lehnte die Stirn, Kühlung suchend, an die Scheiben und sah lange ohne zu sehen in den Hotelgarten hinunter mit den künstlich gepflegten Blumen und Bäumen, die so harten Kampf führen gegen den Ruß und Staub der Großstadt.

Sie dachte an ihr Leben vor ihrer Ehe, an ihre Konzertreisen, von denen sie immer zu Tode erschöpft, bei ihrem leidenschaftlichen Streben nach Vollendung in ihrer Kunst, in ihr stilles Haus am Gebirgssee zurückkam, um in der Natur wieder Kräfte zu holen für neues Ringen. Ein leises Lächeln kam in ihr Gesicht, als sie an ihren „zoologischen Garten" dachte; alles Getier, das sie auftreiben konnte, hatte sie in ihrem Garten angesiedelt. Alle Findlinge, mißhandelte Hunde oder Katzen, arme Käfigvögel oder aus dem Nest gefallene Wildvögel hatte sie aufgenommen, und ihrer großen Geduld und Liebe, ihrem Eingehen auf die Eigenheiten der Tiere war es immer gelungen, diese verschüchterte, verprügelte und verscheuchte Kreatur zu zahmen, lebensfreudigen Haustieren umzuwandeln. Daß Hund und Katze bei ihr innige Freundschaftsbündnisse schlossen war selbstverständlich, aber auch ein zahmer Fuchs ließ sich vom Rotkehlchen die guten Bröckchen ohne Protest aus der Futterschüssel picken und eine von unvernünftigen Menschen halb tot geschlagene Ringelnatter war unter ihrer Pflege so zahm geworden, daß sie ihr bis ins Haus nachfolgte, wenn sie sie durch leises Pfeifen lockte. Und sie dachte daran, wie verärgert Hans dabei stand, als sie zum erstenmal ihr Heim zusammen besuchten und alle Tiere auf sie zustürzten und begrüßt sein wollten, und sie sich nieder-

kniete und lockte und ſchmeichelte und auf Hans völlig vergaß.

Zu bald ſchon immer mußte ſie ihre Einſamkeit verlaſſen um ihrer Kunſt zu leben; und eine ſolche Konzertreiſe brachte ihr einen Nervenzuſammenbruch. Im Sanatorium erfuhr ſie, daß ihr Herz wohl nie ganz geſund geweſen war und jetzt jeder neuen Anſtrengung erliegen könnte. Hans war ihr Arzt und wurde bald ihr Mann, der nun mit eiferſüchtiger Sorge darüber wachte, daß keine Aufregung an ſie heran kam. Muſik war verboten und ſie fügte ſich dem Verbot, weil ſie mit ihrem ganzen leidenſchaftlichen Fühlen ſich an das Glück der Zweiſamkeit nun anklammerte.

Ihre übermäßige Tierliebe hatte Hans einzuſchränken verſtanden, ohne Verbot, durch leiſen Spott, und dadurch, daß er ihre Zeit und ihre Gedanken immer mehr für ſich in Beſchlag nahm; ſo hatte er ſie in den drei Jahren ganz eingeſponnen in ihr Glück; kein Gedanke, kein Wunſch war hinaus geflattert aus den engen Wänden ihrer frohen Gemeinſamkeit.

Und nun war ſie einen erſten Tag allein und ihr Herz war gefüllt bis zum Uebermaß, jawohl bis zum Uebermaß, mit Freude an Dingen, die Hans ihr wehrte, und — die drei Jahre waren weggewiſcht aus ihrer Seele, als wären ſie nie geweſen. Die Appaſſionata hatte eine Sehnſucht in ihr geweckt, von der ſie nicht wußte, ob ſie ſie je wieder zum Schweigen bringen konnte. Sie hatte wohl gefühlt, wie recht Hans hatte, wenn er ihr auch das bloße Hören von Muſik verwehrte; ihr Herz hatte beängſtigend geklopft als ſie der Appaſſionata, die eine frühere Kollegin ihr vorſpielte, lauſchte, und ſie war jetzt noch, nach Stunden, erregt, wie in der ſchlimmen Zeit ihres Zuſammenbruchs, aber im Untergrund ihres Seins flüſterte eine Stimme immer vernehmlicher: lieber mit Muſik ſterben als ohne Muſik leben. „Sich fortreißen laſſen, und wär's zum Tod," die ſchlanke Frau am Fenſter ſprachs faſt laut vor ſich hin; und dann durchlief ein Zittern ihren Körper und ſie ſchreckte aus ihrer Verſunkenheit auf und griff nach einer Stütze und erſchöpft ſank ſie in den Seſſel, der vor dem Schreibtiſch ſtand.

„Etſch, ich habe einen ſchwarzen Panther geſehn und die Appaſſionata gehört" las ſie, durch Tränen geblendet, die ihre

Augen füllten. Noch eine Weile sah sie auf das Blatt und horchte in sich hinein, dann griff sie unsicher tastend nach dem Halter und schrieb, erst zögernd, dann immer schneller:

„So hab ich vorhin — ich weiß nicht wieviel Zeit es her sein mag — in meiner ersten übermütigen Freude geschrieben. Dann hab' ich mich besonnen und hab' gefühlt, wieviel Du aus dem Satz herauslesen kannst, das Dir weh tun wird, und ich hab' aufgehört und wollte Dir einen andern Brief schreiben, einen ruhigen, einen Brief Deiner Herta, wie Du sie in unsern drei Jahren lieb hattest und — oh Hans, liebster Hans, ich fand Deine Herta nirgends mehr in mir, als hätte ich drei Jahre geträumt und nun wäre ich aufgewacht, so war's mir und so ist's mir. Und eine Hast und eine Ungeduld ist nun in mir, wenn ich an die drei Jahre denke, als müßte ich eilen und die versäumten — ich weiß, Hans lieb, wie hart das ist, wenn ich unsere frohen glücklichen Jahre so nenne — die versäumten Jahre wieder einholen.

Die Sehnsucht nach meiner Kunst ist aufgewacht und schreit nach Leben und will sich nicht zum Schlaf mehr zwingen lassen. Und nicht nur das, Hans, da würdest Du vielleicht noch zur Zustimmung Dich überzeugen lassen, wenn Du sehen müßtest, daß ich *vielleicht* an meiner Kunst sterben kann, aber sicher an meiner Sehnsucht zu Grunde gehe; es ist Schlimmeres in mir aufgewacht: die Sehnsucht nach dem Uebermaß ist in mir. Ich finde für das was ich fühle nur das ungeschickte Wort, das Dir gar nicht andeuten kann, was ich meine.

Wenn der schwarze Panther geduckt liegt und mit der elastischen Kraft eines straff gespannten Bogens aufschnellt und auf seine Beute stürzt, so fühle ich das in mir, ich fühle die Spannung in mir und sehne mich nach dem Sprung. Bei Dir ist die Ruhe und der Friede und das Glück und ich sehne mich nach der Unruhe des Meeres, nach dem Kampf aller Kräfte, nach den Schmerzen und Wunden des Lebens.

Du lachtest manchmal, weil ich eine Wurzel im nahen Wald so liebte, daß ich nie an ihr vorüberging, ohne sie zu streicheln. Sie war als kleines Fäserchen in einen schmalen Felsenriß eingedrungen und langsam und stetig hatte das kleine Fäserchen den Fels gesprengt und war zum nährenden

Erdboden durchgedrungen. Immer neu hats mich erſchüttert. Das Leben ſcheint mir wie der Fels und ich muß mit eiſerner Kraft hindurch mich zwängen, will ich zu meinem nährenden Mutterboden kommen; und drei Jahre habe ich geſchlafen und war — nur glücklich.

Hans, hilf! Laß mich leben, auch wenn Du weißt, daß Du mir nur den Tod ſchenkſt, ſo laß mich lebend ſterben, nicht langſam hinüber dämmern, wozu Deine Liebe mich zwingen möchte."

Otto Ernst Sutter

Das Jungferngärtlein

In der Bubenzeit war ich alljährlich während der Hochsommerwochen, in denen daheim keine Schule gehalten wurde, bei den Großeltern, die in einer hellen lichten Stadt der Rheinebene wohnten, zu Gast. In die schöne Umgebung des Ortes unternahm man mit mir kleine Ausflüge, Wanderungen und Wagenfahrten. Und jedesmal erschloß sich mir auch für ein paar Nachmittage der wunderliche, ein wenig zimperliche Garten des Fräulein Regina Döderlein, einer Jugendfreundin von Großvater und Großmutter. Das kleine Besitztum lag außerhalb der Stadt und ward von allen, die es kannten, und auch von der Eigentümerin selbst das „Jungferngärtlein" genannt.

Wer es vom Lerchenweg aus betrat, auf dem man von der Stadt her zu ihm gelangte, sah, wenn das hohe, weißgestrichene Gartentor mit dem blinkenden Messingbeschlag sich hinter ihm geschlossen, vor sich eine kleine Brücke, die über einen weder übermäßig breiten, noch tiefen, in den warmen Monaten meist ganz ausgetrockneten Feldgraben führte: ein richtiges Brücklein, nicht etwa einen Steg. Ein richtiges, niedliches, steinernes Brücklein mit einem Geländer aus schwarzlackierten Eisenstäben zu beiden Seiten.

„Büble," sagte der Großvater, so oft wir Fräulein Döderleins Sommerreich am Lerchenweg aufsuchten und über das lustige Brücklein schritten, „so mußt du dir den Zugang zum Lande der Zwerge vorstellen."

Die schmalen Wege im Jungferngärtlein waren mit einem ockergelben, feinen Sand beworfen, und nie sah man auf ihnen einen Schimmer von Unkraut, wie man es sonst wohl auch auf gut gepflegten Gartenpfaden bisweilen antrifft.

Fräulein Reginens Rechen kam, waren keine Gäste da, nicht zur Ruhe. Wagten sich irgendwo ein paar fürwitzige Grasspitzen außerhalb der kleinen, sammetweichen Rasen aus der Erde hervor: kaum waren sie sichtbar geworden, hatte ihr Stündlein auch schon geschlagen.

Das Netz der Wege, von denen aus man die Rabatten, das Berglein aus Tuffsteinen, den kleinen Teich und all die anderen Herrlichkeiten im „grünen Raritätenkabinett der lieben Regina" — so nannte der Großvater bisweilen Fräulein Döderleins Garten — bewundern konnte, war einigermaßen merkwürdig und verwickelt. Gerade Strecken gab es da nicht. In rasch sich folgenden Bogen und Windungen zogen die gelben Sandbänder dahin. Gemessen und mit Bedacht mußte schreiten, wer auf diesen Schlangenpfaden wandelte, wollte er nicht irgendein Stücklein bepflanzten Landes betreten. Auch war man genötigt, sich unablässig zu überlegen, ob man links oder rechts gehen wolle, da die Wege sich immer wieder teilten.

Die kleinen Beete und Grasfleckchen zeigten in ihren Umrißlinien einen überaus reichen Figurenschatz, man sah die Formen des Kreises, des Eies, der Birne, des halben wie des Sichelmondes, des Kelchglases, des Herzens, der Niere und der Träne. Quadrate fehlten nicht, Rechtecke, Trapeze brauchte man nicht zu missen. Dann gab es ein Rasenstück, das einem großen, ovalen Teller mit gebuchtetem Rand glich. Und auf dieser grünen Platte wurden drei schöne, goldig schimmernde Brezeln dargereicht. Mit irgendeiner niederen gelben, korbblütigen Pflanze war das geliebte Gebäck dargestellt.

Einzelne der Beetlein waren mit ganz schmalen Grasstreifen, andere mit scharf gestutztem Buchs gesäumt. Wieder andere waren mit Tuffbrocken, mit Rheinwacken, mit Ammonshörnern oder mit Muscheln, mit kunstvoll aneinandergereihten, dünnen roten Ziegeln oder Miniaturbalustraden aus Granit oder getigertem Sandstein, mit zierlichen Holzgitterchen oder Eisengeländerchen umbordet, und immer wieder lernte man neue Möglichkeiten und Arten der Beeteinfassungen kennen.

Ungefähr in der Mitte des Jungferngärtleins träumte zu

Füßen einer unſagbar vornehmen Trauerweide ein kleiner Weiher. Seine Ufer waren mit hohen ſilbrigen Gräſern bewachſen, mit Schwertlilie, Froſchlöffel und Pfeilkraut. Nur an einer Stelle war der Gürtel, der das Teichlein umſchlang, nicht geſchloſſen. Da ſah man ein paar Seeroſenblätter, unter denen, wenn die Sonne gar zu heiß herabbrannte, die Goldfiſchlein ſchattigen Schutz fanden, die in „Reginas Elfenſeelein" — der Großvater hatte in ſeiner heiteren Art alle Sehenswürdigkeiten in Fräulein Döderleins Garten getauft — ſich ihres Lebens freuten.

Des Jungferngärtleins „romantiſche Landſchaft": ein mit Farnkräutern, Mauerpfeffer, Steinbrech und anderen Felſenpflanzen beſetztes Berglein aus Tuff- und Sandſteinblöcken, das von einer niedlichen Burg mit ſpitzem Turm und zackigen Zinnen bekrönt war.

„Siehſt du, Büble," ſagt der Großvater, wenn wir das köſtliche kleine Gebirgsland mit ſeinen Schroffen und mit ſeinen grünen Schluchten betrachteten, und deutete auf das luſtige Schlößlein, „das iſt der Lichtenſtein. Weißt du, der Wilhelm Hauff hat bei Fräulein Regina einen Stein im Brett. Darum darf in ihrem Raritätenkabinett auch das Schloß Lichtenſtein nicht fehlen. Da ſiehſt du's, wie es dem Dichter zu Ehren ſtolz von Höhe herabſchaut." Dabei lachte der große Mann mit dem weißen Barte hell auf, blinzelte zu Fräulein Döderlein hinüber und dann lachten ſie alle drei, Großvater, Großmutter und Fräulein Regina. So oft ich während der reiferen Bubenzeit bei den Großeltern zu Beſuch war und zum erſtenmal die romantiſche Landſchaft im Jungferngärtlein wieder geſehen hatte, erwachte die Luſt in mir, die Sage vom Lichtenſtein zu leſen. Und ſo kam es, daß ich eine Reihe von Jahren hindurch im Sommer jeweilen die Hauff'ſche Erzählung verſchlungen habe.

Man wurde ordentlich müde, wenn man in Fräulein Döderleins Sommerreich am Lerchenweg Umſchau hielt, und war froh, in einem Gartenhaus, inmitten von Jasmin- und Fliederbüſchen, ausruhen zu können. Da der kleine achteckige Bau mit dem feinen Schieferdach auf der Seite, von der man ihn betrat, eine Vorhalle mit drei ſchlanken Säulchen hatte, nannte der Großvater ihn „Reginens Tempelchen". Die Wände

im Innern des Tempelchens waren blau gestrichen und mit Stichen in Kirschholzrahmen geschmückt. Man betrachtete diese Bilder, Ansichten aus dem Park in Weimar, jedesmal mit Andacht. Da sah man das Gartenhaus am Stern, Carl Augusts Borkenhäuschen, den Felseneingang zum Gesundbrunnen, den seltsamen Schlangenstein, die Naturbrücke, das römische Haus, den Dessauer Stein und schöne Baumgruppen. Die Decke des freundlichen Raumes war leicht gewölbt und trug in der Mitte ein kleines verblaßtes Gemälde, das einen Ausblick zwischen zartgeröteten Wolken hindurch in den blauen Himmel vortäuschte. Man saß auf leichten, behaglichen Sesseln mit strohgeflochtenen Sitzen und Lehnen um einen runden Tisch und freute sich der duftenden Kühle. Es war herrlich, im Tempelchen — bisweilen im Kampf mit dem Schlafe, in dem Großvater meist unterlag — eine Stunde zu verträumen.

Das Gartenhaus in den Jasmin- und Syringensträuchern war indessen nicht die einzige zur Ruhe ladende Stätte des Jungferngärtleins. Eine zweite fand man in einer Geißblattlaube, die eine grüne Bank beschattete. Da Fräulein Regina es nicht liebte, daß im Tempelchen geraucht wurde, verzog sich der Großvater, wenn es ihn nach dem Genuß einer Pfeife gelüstete, unter das Geranke des Jelängerjeliebers.

Auf den Beeten des Jungferngärtleins blühten neben Reseden und Levkojen, Geranien, Fuchsien und den übrigen bekannteren Gartenblumen auch Türkenbund, Akelei und Knabenkräuter, die Fräulein Döderlein in den Wäldern der Vorberge des Schwarzwaldes ausgegraben und in ihrem Reich angesiedelt hatte. Jede einzelne der Pflanzen, die auf ihren Rabatten eine Heimat gefunden hatte, kannte die Jugendfreundin der Großeltern, und es machte ihr eine besondere Freude, einem Gast, der die floristischen und botanischen Kostbarkeiten ihres Raritätenkabinetts bewunderte, zu erzählen, wo und wann sie die niedliche Bienenragwurz oder die Affenorchis ausgegraben hatte. Der Großvater pflegte, wenn er bei solchen Unterhaltungen zugegen war, zu sagen: „Regina, du hättest halt doch heiraten sollen. Und zwar einen Apotheker. Der hätte es sich wohl sein lassen können. Du wärst mit den Kräutern und dem Giftmischen allein zu Streich gekommen."

Gegen Osten stieß der kleine Garten am Lerchenweg an

ein großes bäuerliches Hofgut. Die hohe Mauer, die dieses umschloß, war mit Efeu ganz überſponnen. Dieſe herrliche grüne Wand gab einem feinen Brunnendenkmal in Fräulein Döderleins ſtillem Blumenland einen feinen Hintergrund: In leichtem Bogen und mit hellem Klang ſprang in eine tiefe Steinſchale, die einer Muſchel Form hatte, allzeit kühles Waſſer aus der funkelnden Meſſingröhre eines ſäulenartigen Brunnenſtockes, der eine kleine weiße Skulptur, das Werkchen eines offenbar begabten Bildhauers, trug. Auf einem Baumſtumpf hatte ſich ein Engelein niedergelaſſen. Die ſchön modellierten Flügelchen hingen ein wenig müde herab. Zwei große Kinderaugen ſchauten nach der Geißblattlaube hinüber, als erwarteten ſie, es ſolle jemand unter dem Geranke hervortreten ... Der Großvater neckte Fräulein Regina dann und wann, wenn wir von des Brünnleins köſtlicher Gabe genoſſen: „Hab acht, Regina! Dein kleiner Engel fliegt dir eines Nachts davon. Dem Bürſchlein iſt nicht zu trauen. Ich würde den Strolch an ein Kettlein legen. Es wäre doch zu ſchade, wenn der Flügelbub dir auskäme."

In meinen Erinnerungen aus der Bubenzeit hat das „Jungferngärtlein" mit ſeinen Schnörkelwegen, den ſorgſam eingefaßten Beetlein der romantiſchen Landſchaft, dem Elfenſeelein, dem Tempelchen, dem Engeleinbrunnen, mit all ſeinem anderen merkwürdigen Gartenzierat, mit ſeiner altjüngferlichen, da und dort etwas verkünſtelten Schönheit ſeinen ſicheren Platz ... Vor ein paar Jahren hat bald nach den Großeltern, die ſchier miteinander ſich zum Sterben legten, auch Fräulein Döderlein die Wanderung nach dem fernen, fernen, ewig blühenden Garten angetreten. Ihr Sommerreich, das „grüne Raritätenkabinett", iſt von der nach allen Seiten ſich dehnenden Stadt überrannt worden. Das „Jungferngärtlein" hat weichen müſſen. Und der Lerchenweg iſt eine lange, kerzengerade Straße mit hohen Häuſerwänden geworden ...

Hermine Villinger

„Der Frühling isch do!"

Hart und lang lag die Winterkälte über den Landen, und wie erdrückt ſtanden die kleinen Schwarzwalddörfer unter der Laſt ihrer Schneemaſſen. In einer der Ortſchaften droben im Gebirg ſah man nicht einmal Kinder in den Gaſſen, denn die Maſern wüteten im Ort, die Schule war geſchloſſen, und nur einzelne Kirchgänger wanderten des Sonntagmorgens zu dem einige hundert Schritte oberhalb des Dorfes gelegenen Kirchlein. Noch etwas höher, auf einem Vorſprung des dahinter liegenden Berges, thronte das Häuschen der Witwe Imle; ſie ſaß den ganzen Tag am Fenſter und wartete auf den Frühling.

Die robuſte, kräftige Frau war ebenfalls von den Maſern heimgeſucht worden und hatte ſich während der Krankheit nicht geſchont, und nun ſchmerzten ſie die Glieder, daß ſie ſich kaum rühren konnte und ſich nur ſchwer von einem Fleck zum andern zu bewegen vermochte. Infolgedeſſen war ſie da oben von aller Welt abgeſchnitten und trug ihr Leid wie jemand, der nie krank geweſen und ſich deshalb in den neuen Stand der Dinge nicht zu finden weiß.

Jeden zweiten Tag ſchickte ſie ihren Buben, den Bläſi, in das eine Stunde von der Ortſchaft entfernte Städtchen, damit er dem Doktor den Zuſtand der Mutter fein ausführlich, mit allen Schmerzen und Nebenumſtänden ans Herz lege. Und wenn dann der Doktor weiter nichts ſagen ließ, als: es ſei nicht gefährlich, und ſie möge nur geduldig den Frühling abwarten, der mache alles wieder gut — dann hob die gute Frau ein Geklage und ein Gejammer an über die Hartherzigkeit des Doktors, der ihr nicht einmal eine Flaſche Medizin

gönne, und über die Saumſeligkeit des lieben Herrgotts, der mit dem Frühling ſo lange mache und doch genau wiſſe, wie's ihr in den Gliedern ſitze.

Des Sonntags drückte ſie ihre Naſe faſt flach an der Fenſterſcheibe, um zu ſehen, wer im Dorfe noch geſund genug war, den Weg zur Kirche zu unternehmen, denn es war ihr einziges Vergnügen, den Bekannten und Befreundeten ein „Grüß Gott" von ihrer Höhe herunter zu rufen. Wehe aber, wenn eines oder das andere ausblieb!

„Herr Jeſis im Himmel," hieß es an eben ſolch einem Sonntag, i ſeh' jo 's alt Dortel nit — etzt hat ſie's am End' bigot au' packt —"

Als der Bläſi aus der Kirche kam, wo er das Amt des Meßdieners verwaltete und zugleich das des erkrankten Küſters, wartete die Mutter wie allemal mit einem halben Dutzend Aufträge auf ihn. „Iß, Büble, iß, und dann gehſch geh frage nach'm Dortel, 's iſch nit in der Kirch g'ſi, und i hab kei Ruh, wenn i nit weiß, ob nit ebbes mit'm iſch; und dann gehſch zum Roſel und zum Marei, und vergißſch mer kei's, und i bind der's uf d' Seel', bring mer kei ſchlechti Nochricht heim, wie ſel mol, wo der Peter g'ſtorbe iſch — i kann's nimme vertrage, 's laßt mi nit ſchlofe, wann i immer denke muß, daß i au nit helfe kann, und bi keim Begräbnis mitheule, und do obe hock wie a'g'nagelt."

Der Bläſi, deſſen zwölfjähriger Appetit in dieſem Wirrſal von Jammer und Not nichts zu wünſchen übrig ließ, wiſchte ſich den Mund, ſtülpte die geſtrickte Mütze über die Ohren — einen Mantel hatte er nicht, nur eine verwachſene Jacke, aus der ſeine Handgelenke hochrot herausleuchteten — und verließ die Stube. Draußen legte er ſich auf ſeinen kleinen Handſchlitten, ſtreckte die Füße gen Himmel, ſchrie wie beſeſſen vor Luſt und ſauſte blitzſchnell von der kleinen Anhöhe ins Tal hinab. Dann trabte er, die Fäuſte in den Taſchen, von Haus zu Haus.

Zur Zeit nämlich war der Bläſi eine der unentbehrlichſten Perſönlichkeiten im Dorfe; er hatte zwar auch die Maſern gehabt, aber es war von niemanden bemerkt worden, nicht einmal von ihm. Sein Ausſehen veranlaßte vielmehr jedermann, ſo

oft er ſich ſehen ließ, ſeine Hilfe in Anſpruch zu nehmen. „Schau, Bläſi, du biſch ſo g'ſund, du thuſch mer g'wiß den G'falle!" hieß es allenthalben, und ſo war er immer im Schuß und nie verdroſſen, denn alles kam ihm ſchöner vor als das Schulſitzen, und darum war er im Innerſten ſeiner Seele recht erbaut über die Maſern.

Es war Nacht, als er, blau vor Kälte, bei der Mutter eintrat. Sie holte ſofort den Kaffee aus dem Ofen, der gehörig ſpuckte, und ſetzte den Kaffee Brot dazu. „He nu," fuhr ſie auf, da der Bläſi nicht ſprach, „ſo red, i wart'!"

„Jo, Muetter, mußſch mer's aber nit übel nemme, denn i kann g'wiß nix defor," meinte er in ſeinen Kaffee hinein, „aber 's iſch geſter g'ſtorbe, 's Dortel —"

„Jeſis im Himmel," fuhr die Bäuerin auf, „hab i der nit g'ſagt, bring' mer kei ſchlechti Nochricht heim!"

„Freili," nickte Bläſi, mit beiden Backen kauend, „aber was ſoll i denn mache, wenn's halt doch g'ſtorbe iſch? Und e ſchöne Gruß und morge um elfi iſch d' Leich —"

„So, ſo, morge um elfi, daß Gott erbarm, und im Dortel der ewig Friede ſchenk, Ame! Und ſunſt, Bläſi, wie ſchaut's ſunſt drunte aus, lebt no ebber?"

„Freili, 's ſind grad no gnüeg do, und bim Marei hän ſe bigot e Klei's kriegt — i hab gli müſſe in d' Stadt und der Doktor hole, und, was meinſch, Muetter, mitfohre hab' i derfe — ſel iſch emol luſchtig g'ſi!"

Und der Bläſi ſchnalzte mit den Fingern.

„Heſch'm doch g'ſagt, er ſoll rufkomme?" fragte die Mutter.

„Nei."

„Jo, was hänner denn g'redt?"

„Nix."

Die Bäuerin ſchlug die Hände zuſammen: „Etzt hockt der Kerli e g'ſchlagene halbe Stund mit em Doktor z'ſamme und ſagt em nix von mi'm Zuſtand! I hab gute Luſcht und ſchick di morge früh wieder in d' Stadt —"

„Morge früh hab i kei Zeit," fiel ihr der Bläſi ins Wort, „i muß ins Holz, 's ſind ſechſe von der Schul krank, do hän mer usg'macht, mir G'ſunde, mer ſorge for's Holz; 's iſch überall usgange."

„So isch's recht," sagte die Witwe, „helfet einand; i g'hör nit zu de Aermste, aber der Winter setzt mer hart g'nüeg zu, etzt erscht de arme Lütt —"

„Jo, em Schorschle si Mutter hät g'sagt, sie verfriere fascht; etzt kriegt se morge 's Holz, und übermorge 's Mayerle's und hernoch 's Busche; Hunger hän se aber alle, soll i der sage —." „I tu', was i kann," versprach die Mutter, half dem schlaftrunkenen Bläsi beim Ausziehen und deckte ihn bis über die Ohren zu.

„Halt, halt!" schrie sie ihn an, „nur nit glei g'schlofe, z'erscht wird bet' —"

„Vadder unser," fing er an, seufzte tief auf und kam nicht weiter.

„Lieber Herrgott, nimm's em nit übel, er isch halt müed," entschuldigte ihn die Mutter und betete das Vaterunser an seiner Statt zu Ende.

Als der Bläsi am anderen Morgen ins Holz ging, gab ihm die Mutter 's „Neunebrot" für seine sämtlichen Kamerädli mit; sie selber brachte ihre Zeit damit zu, für das neugeborene Enkelkind der Marei ein Kittelchen und ein paar Windeln hervorzusuchen, und als es zum Begräbnis der Dortel läutete, kniete sie auf den Stuhl am Fenster und sparte nicht mit ihren Beileidstränen.

Des Nachmittags erlebte sie die Freude, Marei, mit einem Stock bewaffnet, den glatten Pfad zum Häuschen heraufklimmen zu sehen. Sie setzte sofort den Kessel mit Wasser aufs Feuer, so daß die Kameradin schon auf halbem Weg den Rauch aus dem Schornstein der Witwe steigen sah, und die Aussicht auf den guten Kaffee, der ihretwegen frisch gekocht wurde, erleichterte ihr das langsame Vorwärtskommen um ein Großes.

Droben in Gesellschaft der dampfenden Schüsseln ging's alsdann an ein weidliches Aussprechen; erst mußte der böse Winter herhalten, der kein Ende nehmen wollte; dann kamen die eigenen Leiden, an die sich die des ganzen Dorfes reihten, und nachdem man selbander über sämtliche Todesfälle geheult, erkundigte sich Frau Imle nach dem Enkelkind der Marei und holte Kittelchen und Windeln herbei.

„Herr Jeſis im Himmel, i dank der viel mol, du guti Seel', du guti, wann's nur au devo kommt," ſeufzte die Marei, „'s iſch gar ſo e klei's zart's G'ſchöpfli! der Doktor ſagt: d' Sonn', d' Sonn' wirds kräftig mache — aber wo iſch ſe denn? Uf einmol verliſcht's, und mer häns g'ſehne."

„Hänner's ſcho täuft?" fragte die Imle.

„He jo, glei, nit daß's ebber ſtirbt und nit in Himmel kommt —"

„Wie häner's g'heiße?"

„Des kann i nit emol glei uf der erſcht Augeblick ſage — halte, jo, etzt hab' i's — Entewardele heißt's —"

„Was," wunderte ſich Frau Imle, „der Name hab' i aber no nie g'hört; wie ſiner denn uf den komme?"

„He, em Lehrer ſi Großer heißt eſo, und des hät mer allewil ſo guet g'falle —"

„Selbiger heißt aber E d e wardele," miſchte ſich der fleißig Kaffee trinkende Bläſi in die Unterhaltung.

„Jo, jo, i ſag's jo," ſtimmte die Marei bei, „'s iſch ſchon ſo, Entewardele heißt er, und unſer Herrgott ſchenk' uns endli der Frühling, daß mer alle g'ſund wäre und uflebe."

„Ame, ame," ſeufzte die Imle.

Er kam aber nicht; jeden Morgen ſtand die Witwe an ihrem Fenſter und ſchüttelte den Kopf über die ſtarren Schneemaſſen. „Im Dörfle iſch's bald wie im Grab," ſeufzte ſie, „nit emol e Hündle ſieht meh mer uf die Gaß', nur der Bläſi iſch allwil um der Weg —"

Eines Tages berichtete er: „Muetter, etzt ſind mer nur no drei im Holz —"

Ein paar Tage ſpäter hieß es: „Etzt nur no zwei, Muetter —"

„Und etzt ſind alle krank," hieß es zuletzt, „und i hab müſſe alles Neunebrot allei eſſe und alles Holz allei ſuche —"

Des Nachmittags holte die Mutter den letzten Sack Dürrobſt herbei und händigte ihn dem Bläſi ein: „Etzt gehſch geh dine Kamerädli b'ſüche und gebſch jedem e Händli voll, und dann frogſch au glei wie's im Entewardele geht, und daß d'mer's weiſch, bring jo kei ſchlechti Nochricht desmol mit heim, ſunſt kanſch di uf e Ohrfige g'faßt mache —"

Der Bläſi ſchaute ſich draußen den Sack voll Dürrobſt an und ſtopfte ſich ſchleunigſt alle Taſchen damit voll und auch noch vornen in die Weſte, daß er wie gepolſtert ausſah. Alsdann trat er, den halbgeleerten Sack auf dem Rücken, den Rundgang bei ſeinen Kameraden an.

Bei ſeiner Rückkehr des Abends ſah er ſo wenig vergnügt aus, daß ihm die Mutter mit drohender Gebärde entgegenrief: „I will der's nit rote, daß wieder ebber g'ſtorbe iſch! —"

„He nei," gab er zur Antwort, „aber i hab nit ei Bireſchnitzle ſelber g'eſſe, und des kränkt mi —"

„Jo, warum biſch ſo ei'fältig g'ſi," ſagte die Mutter, „heſch ſe jo alle uf em Buckel g'habt —"

„He jo," gab der Bläſi zu, „aber wie i zum Guſtävle komm, hät er mi ſo duert, daß er in ſo 'me lumpige Bettle g'lege iſch, daß i em halt au zwei Händli voll Bireſchnitz gebe hab'; und dann bin i bim Johann g'ſi, und der hät ſo Hunger g'habt, daß i em halt au zwei Händli voll gebe hab'; und wie i zum Meyerle komm, liege ſe bigot alle uf der Noſe, und da hab' i halt in Gottesname glei's ganz' Säckli dort g'laſſe; bi der Marei aber hinterm Ofe, ganz im Duſchtere, iſch 's Edewardele g'lege, mit eme Köpfli, ſo klei, daß mi's halt fürchtig duert hät — und uf eimol wie i rauskomm', hab i nit e einzig's Bireſchnitzle meh, und drum kränk i mi —"

„Schau, Bläſi," tröſtete ihn die Mutter, „Bireſchnitzle gibts wieder, aber wenn des Kind fort müßt von ſine Eltere, ſo ebbes laßt ſich nit verſchmerze. I fürcht, i fürcht, for mi und 's Entewardele kommt d' Sonn' in dem Johr z'ſpät und i erleb's, daß mer uns im Himmel treffe —"

„He nei," wehrte der Bläſi, „ſie hät jo heut ſcho e weng g'ſchiene, d' Sonn' —"

„Des iſch nix," belehrte ihn die Mutter, „wann's nit rieſelt und kracht aus alle Ecke und Ende, und nit dünſtet und ſeufzt aus'm Erdbode raus, daß mer meine ſollt, 's wollt einer, der begrabe iſch, wieder ufſtehe und lebendig werde; wann's nit durch d' Lüfte zittert und tut, als hätte alle Vögeli bigot e Räuſchle trunke über Nacht, do iſch 's no nix mit 'em Frühling, do hätt er ſie Inzug als no nit g'halte —"

Und der Bläſi verſprach: „Weiſch' was, Muetter, morge iſch Sonntig, do will i's emol unſerm Herrgott ſage —"

Er machte ſich am anderen Tag beſonders früh auf den Weg, ſeine kirchlichen Pflichten mit großer Gewiſſenhaftigkeit ins Werk ſetzend; da mußte das Meßgewand aus dem Schrank in der Sakriſtei geholt und fein ſorglich für den Herrn Pfarrer über den Stuhl gelegt werden. Dann hatte er das Läuten zu beſorgen und in ſein eigenes Chorgewand zu ſchlupfen, dem er im Laufe der Jahre derart entwachſen war, daß er wie mit Storchenbeinen in ſeinem kurzen Röcklein dahertrabte.

An dieſem Morgen lehnte der Bläſi, nachdem er ſeine Geſchäfte erledigt hatte, ſchon fix und fertig angetan, unter der Kirchentüre und ſtarrte pfeifend in den Tag hinein. Drunten im Dörflein rührte ſich noch nichts, droben bei der Mutter auch nicht. Er hatte ſie von hier aus ſchon oft mit ſeiner hellen Stimme aus dem Schlaf geweckt, aber ſo wie die Sachen ſtanden, ließ ers lieber bleiben.

„Bis es nit aus de Rinne runter rieſelt, und aus 'm Erdbode dunſtet, hät ſie doch kei Freud am Ufwache," meinte er vor ſich hin.

Mit eins riß er die Augen weit auf — war er denn taub, war er denn blind? Kam's nicht von allen Bergen geſchoſſen in toſenden, wilden Bächen, glänzte nicht allenthalben die goldene Morgenſonne in den hinſchwindenden Schneemaſſen, ſie verzehrend und verſengend? Und aus dem Erdboden, dünſtete es da nicht quellend auf, feuchte Nebel in die Höhen ſendend, daß es kniſterte und ſtöhnte aus allen Ecken und Enden wie tauſendfaches Leben! Aus den kahlen Aeſten aber — und das nahm dem ſtaunenden Bläſi die letzten Zweifel — zwitſcherten, ſchrien und kreiſchten die Vögel in ſolch betäubender Weiſe, als hätten ſie in der Tat ſich ein Räuſchlein getrunken.

„Herrgott, und alles ſchloft," alterierte ſich der Bub, „und niemet weiß, was g'ſchehne iſch!"

Wo um des Himmels Willen ſollte er zuerſt hin, zur Mutter hinauf, oder ins Dorf hinunter? Nein, alle miteinander, mit einem Schlag ſollten ſie's erfahren, welch Wunder über Nacht geſchehen.

Und der Bläſi eilte in die Sakriſtei, hing ſich mit aller

Macht ans Seil und fing an zu läuten, als ob es brenne. Noch war's nicht Zeit zur Kirche, deshalb das Erstaunen der Dörfler kein geringes. Die Laden flogen auf, die Leute eilten auf die Gassen.

„Was isch g'schehe," hieß es, „'s läutet Sturm bigot — nuf, nuf zum Kirchle — Herr Jesis, was isch g'schehe?"

Der Bläsi aber schwang sich an seinem Seil auf das Gesimse der Sakristei und stieß das Fenster auf; über ihm brummte die Glocke, von allen Seiten kamen die Leute herbeigestürmt, aus dem Häuschen droben lehnte die Mutter, und alles schrie den Buben an:

„Bläsi, Bläsi, wo brennt's?"

Der streckte sein vor Eifer glühendes Gesicht weit aus dem Bogenfenster, deutete mit der Rechten in die zu Bächen gewordenen Schneemassen und jubelte es laut in die Welt hinaus:

„Er isch do! er isch do! der Frühling isch do!"

Hermann Weick

Die Heimkehr

Dieſe Geſchichte ſpielt zu einer Zeit, als die Menſchen noch ruhiger lebten denn heute. Langſam und gemächlich zogen die Tage dahin, ohne viel Neues zu bringen; und der Leute Gedanken und Wünſche richteten ſich nach dem, was man kannte von den Eltern her.

Aber eines ging auch damals ſchon ſchnell, wie heute und immer, ſeitdem es Menſchen gibt: Das iſt das Blut in der Menſchen Leib, wenn Haß oder Liebe es trieben.

Von dem ſchnellen Lauf des Blutes hatte auch der Franz Stiegler ſeine Not. Sonſt ein ruhiger Mann von gutem Mut, der die Aecker ſeines Heimatdorfes vor fremdem Geſindel bewachte. Als aber der Berghofers-Karl des Stieglers Weib, da es mit anderen Frauen zur Kirche ging, dort für ihr kommend Kind zu beten, als der Lump, der ihr immer aufſäſſig geweſen, ſie damals in ihrer geweihten Zeit unflätig anließ und nach ihr mit ſeinen gierigen Händen griff, da war dem Franz Stiegler, der wenige Schritte hinter ſeinem Weibe kam, das Blut geraſt mit einem Mal. Es hatte ihm das Herz gepeitſcht, daß die Vernunft und klare Gedanken verſanken in der ſchwellenden Flut des Grimmes; mit dem Stock, den er bei ſich trug, hat er den Berghofers-Karl erſchlagen zur ſelben Stund.

Die Gerechtigkeit, die nach dem Franz Stiegler griff, war hart und wußte wenig vom raſchen Lauf des Blutes. Auf zehn Jahre warf man ihn in den Kerker. Sein Weib gebar nach einem Monat ihr Kind in Sorgen.

Der Kerkermeiſter, ein in ſeinem unfrohen Dienſt ergrauter Mann, mußte den Franz Stiegler anfangs in Feſſeln legen, da dieſer tobte wie ein Beſeſſener.

Nehmt ein Vöglein, das allzeit im lichten Sonnenschein war, und steckt es in einen Käfig, in dem kein Licht ist; es wird verenden vor Sehnsucht. Und der Franz Stiegler war doch immer draußen gewesen und hatte auf den Feldern den Frühling erwartet, und den Sommer um Fruchtbarkeit gebeten für die Aecker, die ihm in Hut gegeben waren. Er hatte Herbst und Winter erlebt im Licht und in der Klarheit der Natur. Nun aber lag Dunkel um ihn, und die Sehnsucht nach der Helle riß mit kralligen Händen, daß sein Verstand krank ward und der tobende Leib in Fesseln gehalten werden mußte.

Bis er gebrochen war. Da war er der Franz Stiegler nicht mehr; irgend ein Mensch, in dem das Leben erstorben ist, der einen Tag vorüber gehen läßt wie den andern, es ist kein Wunsch mehr in ihm und kein Wille.

Der Kerkermeister erbarmte sich des Mannes und gewährte ihm manche kleine Freiheit, die nicht nach dem Gesetz war; er gab ihm leichtere Arbeit und ließ ihn öfters hinab in den Hof, damit sein krank gewordener Körper gesunde im Licht.

Es war aber in der Mauer, die den Kerkerhof umgab, ein kleines Fenster, mit dicken Eisenstäben verwahrt. Da stand der Stiegler oft und sah starr hinaus. Seine Blicke gewannen langsam wieder Leben. Denn was vor seinen Augen lag, war die Freiheit. Da draußen, kaum zwei Stunden des Weges, hinter dem kleinen Berge verborgen, lag sein Heimatdorf; da wohnten Weib und Kind.

Und als er wieder einmal sehnsuchtsvoll mit seinen schwach gewordenen Augen das Land umfing, das sein Liebstes barg, kam ihm die Frage in den Sinn, wie alt sein Kind sein mochte an diesem Tage.

Als der Kerkermeister zu ihm trat, fragte er ihn:

„Wie lange bin ich jetzt hier?"

Der Alte überlegte:

„Viereinhalb Jahre."

Der Franz Stiegler sah zu Boden, wie wenn aus ihm sein Kind emporwachse, ganz klein und winzig zuerst, dann ward es immer größer ... viereinhalb Jahr ... so alt schon sein Kind ... und da draußen ... über dem Hügel ... da lief sein Kind umher ... und suchte vielleicht den Vater.

In wilder Verzweiflung faßte er nach den eisernen Stäben vor dem Fenster; sein Leib zuckte.

Frei sein! Heim dürfen!

Der Alte riß ihm herrisch die Arme von den Eisenstangen; in seinen Augen, die schon so manchesmal den Stiegler gütig angeschaut hatten, war eine Härte wie die der Steine, die hier allenthalben vor der Freiheit standen.

„Stiegler, keine dummen Gedanken!" stieß der Kerkermeister hervor. „Du weißt, beim geringsten Fluchtversuch kommst du nicht mehr hinaus!"

Mit strenger Gebärde wies er den Mann ins Haus. Als der, das Haupt gesenkt, die Lippen zusammengepreßt, schon einige Schritte gegangen war, rief er ihm nach:

„Ich habe dir schon gesagt, wenn du deine Frau einmal sprechen willst, kannst du es sagen."

Der andere fuhr herum. Etwas vom früheren Stolz des freien Mannes war in ihm; rote Flecken brannten auf seinen Wangen.

„Sie darf mir nie herein, hört Ihr! Nie!"

In seiner Zelle brach er zusammen und schrie seine unbändige Sehnsucht hinaus, daß es schaurig von den Wänden gellte. Sein Weib zu ihm kommen — er lachte schrill auf. Er in seinen Sträflingskleidern, der Vater ihres Kindes!

Von diesem Tage an war es, daß man den Franz Stiegler beinahe mit Gewalt von dem kleinen Fenster an der Mauer wegziehen mußte. Unverwandt, keines Blickes mehr fähig für anderes, starrte er hinaus. Da konnte es geschehen, daß ein glückliches Lächeln über seine Züge irrte. In seinem Geiste, der sich verwirrte vor tiefer Not, sah er draußen eine schöne Frau über den Hügel schreiten, her zu ihm. An ihrer Hand ging ein Kind. Mit blondem Haar, wie das der Mutter, und den blauen Augen des Vaters. Viereinhalb Jahr ... viereinhalb Jahr ... das Kind ... sein Kind ...

Da war einmal ein Gedanke in ihm aufgestiegen, den Heimweh und Freiheitsdrang in ihm gebaren. Und der Gedanke rankte sich um ihn und gewann Leib und Seele. Ganz.

Er würde fliehen. Heim! Heim!

*

Der Mond verkroch ſich gerade hinter einer Wolkenwand und ſah darum den Mann nicht, der unter Todesgefahr an einem Strick ſich über die Kerkermauer hinabließ. Vorſichtig ſprang er auf die Erde und verbarg ſich im nahen Gebüſch. Als niemand kam und auch kein Geräuſch vernehmbar war, ſchritt er raſch im Schatten der Bäume davon. Vor ihm lag das Städtchen in Ruhe. Die wenigen Straßen waren ſchwach beleuchtet. Der Mann ſchaute an ſich hinab. Nein. In ſeinen Sträflingskleidern durfte man ihn nicht ſehen. So eilte er, was er konnte, in weitem Bogen um die Stadt.

Vom alten Kirchturm gingen zehn ſchwere Schläge durch die Nacht. Die Stadt war dem Fliehenden im Rücken. Vor ihm die Freiheit... weit... weit... und in der Ferne das Dorf, die Heimat. Seine Gedanken waren im Fieber. Nur eines war klar in ihm: die Sehnſucht nach Weib und Kind. Sie gab ihm die Kraft, trotz ſeines durch die Haft geſchwächten Körpers zu rennen, die Straße entlang, über Wieſen und Aecker, den kürzeſten Weg heim.

Einmal ſchaute er um ſich: wie dunkle Schatten reckten ſich weit hinten die Mauern des Kerkers in die Höhe. Was ging das ihn an? Ihn, den Franz Stiegler, der nun wieder über ſeine Felder ging, die ihm lieb geworden wie eigenes Gut. Einmal lachte er hell hinaus. Auf dem Acker des Schultheißen war eine große Vogelſcheuche. Eine Geſtalt, die am Galgen hing, und ſo oft der Wind kam, ſchwang der Gehängte hin und her. Ja, ja, ſo iſt der Schultheiß, dachte der Stiegler lachend, immer muß er etwas Beſonderes haben. Es wurde ihm leichter ums Herz, je näher er dem Dorfe kam.

Er wußte nichts mehr von ſeinem Gewand, das die Schmach ſeines Lebens laut verkündete; mitten über die Dorfſtraße ging er, die ruhig ſchlafend lag. Ein erwachender Hund bellte verſtört, dann war es wieder ganz ſtill.

Wie die Häuſer ſo lieb nach ihm ſchauten, im Licht des Mondes, das mild alles übergoß. Hier des Vetters Haus, dort die große Scheuer des Schultheißen, in der man als Kinder auf der großen Schaukel geſeſſen und ſich hatte hinauftragen laſſen bis beinahe zum Dache.

Und dort... ein liebes, unvergeſſenes Bild aus guter Zeit... dort... ſein eigenes Häuschen...

Er brach zuſammen vor der Schwere dieſes Augenblicks. Es riß ihn aber auf, er wankte weiter, ſank wieder zuſammen und ſchleppte ſich einem verendenden Tier gleich bis zur Staffel. Ueber die ſchlang er ſeine Arme und küßte die nachtkühlen Steine.

So lag er lange; er konnte nicht mehr empor. Das raſende Springen und die Freude, daheim zu ſein, hatten ihm die letzte Kraft aus dem ſchwachen Leib geſogen.

Aber während er gebannt auf den Stufen ſeines Hauſes lag, gingen ſeine Augen glückſelig empor zum Fenſter, dahinter ſein Weib und Kind ſchliefen. Wenn ſie wüßten, dachte er froh, daß der Vater ihnen ſo nahe iſt, wie ſie geeilt kämen, alle beide. Er empfand eine eigene Ruhe in dieſem Gedanken und malte ſich ein Bild ums andere, wie es ſein müßte zwiſchen ihnen beim erſten Sehen. Wie das Kind verwundert ſchaute auf den fremden Mann, der ihm doch das Leben gegeben, einſtens...

Mitten in ſein Träumen trat ein Geräuſch. Tat die Türe ſich auf, kam nun das Glück? ... Nein. In der Ferne erklangen Schritte. Franz Stiegler blickte die Straße hinauf und ſah einen näherkommen. Angeſtrengt beobachtete er; plötzlich gab es ihm einen Schlag, daß er auffuhr. Ein Mann in Uniform ſchritt eilends daher... das war ja... das war der Gendarm... was wollte der hier?... Eine ſeltſame Furcht ſchlug dem Stiegler auf die Glieder, die ward ſchnell rieſengroß... ein ſchreckliches Erinnern... der Gendarm... der hat mich damals arretiert... fort von meinem Weib geriſſen...

Weib! Weib! wollte er ſchreien, aber die Stimme verſagte ihm. Und dann... dann haben ſie mich in den Kerker geworfen... mich? den Franz Stiegler? der immer ein ordentlicher Menſch geweſen... viereinhalb Jahre... ſo alt... mein Kind...

In Todesangſt riß es ihn empor; wie geiſtesabweſend ſtarrte er auf ſein Sträflingsgewand, das ſo fahl ſchien im Mondlicht, dann rannte er um die Ecke in den Hof und verbarg ſich in der Niſche des Kellers.

Energiſche Schritte kamen näher und verklangen alsbald wieder. Der Gendarm hatte ihn alſo nicht geſucht, nun konnte er ſeinem Weibe klopfen, daß es ihn einlaſſe.

Wenn ihn aber bald andere ſuchten ... morgen früh ... wenn ſie ihn vermißten im Kerker ... dann ging die Hetze auf ihn los ... Er ſah die harten Augen des Kerkermeiſters, wie ſie ihn bannten, und hörte deſſen Worte wieder wie damals beim vergitterten Fenſterchen, durch das das Heimweh ſo rieſenſtark zu ihm eingedrungen war: Beim geringſten Fluchtverſuch kommſt du nicht mehr hinaus!

Wenn ſie ihn fänden, morgen ſchon, und riſſen ihn weg von ſeinem Weib und dem Kind und unter dem Geſpött der Leute ihn zerrten durchs Dorf ... die Schmach ... die Schmach ... und die Kinder rannten ihm gröhlend nach ... Und wenn ſein eigenes Kind größer und begreifend ward, würden ſie ihm ſpöttiſch dieſe Stunde ſagen, bei jeder Gelegenheit ... und das Gift der Scham fraß ſich in das junge Gemüt, bis alles, Glaube und Freude dahin waren und nur eines blieb, die Scham um den Vater.

Es war eine wunderſame Sommernacht; durch die Natur ging ein wohliges Atmen. Frieden. Da aber war ein Mann, der rang heiß, in übermenſchlicher Kraft mit ſich und ſeiner Sehnſucht. Seine Hände griffen zitternd und ſuchend an dem Haus auf und ab, in dem ſein Liebſtes war.

Und es geſchah, daß die Klarheit, die zu dieſer Nachtſtunde über der Erde lag, auch den Mann ergriff. Der Bann wich, der ſeinen Geiſt verwirrte, ſeitdem das Heimweh übermächtig in ihm geworden war, und er ſah, was er tun mußte, um ſeines Weibes und Kindes willen.

Noch durfte er nicht zu ihnen; die Sühne für die ſchwere Tat, da er in heißem Aufſchwung des Blutes einem das Leben genommen, verlangte, daß er das Glück entbehrte noch lange Zeit.

Seine Sehnſucht galt nichts vor dieſem Weltgeſetz. Aber wieder zurück in den Kerker? Fünfeinhalb Jahre noch ... Ich will fliehen, fort, weit fort ... aber ſie werden mich einfangen, dann ſehe ich die Meinen nie mehr ... und wenn die Flucht auch gelänge, nie mehr dürfte ich heim ... nie mehr ...

Eine letzte Hoffnung zuckte in ihm auf: Eine Stunde, eine halbe nur, will ich bei Weib und Kind ſein ... dann gehe ich wieder ... nur einmal ſie wieder ſehen ... — du willſt ſo hintreten vor ſie ... in dieſem Gewand ... und ihnen die Ruhe

nehmen, die vielleicht langsam bei ihnen eingekehrt ... und aufs neue die Wunden aufreißen ...

Der Mann sank auf die Knie und betete um Kraft für seinen schweren Gang. Und es kam über ihn wie der Stolz des Helden, der um einer großen Sache willen sich selbst opfert.

Mit einem langen Blick umfing Franz Stiegler sein schlafendes Haus und empfand die Weihe des Bodens, auf dem er stand. Die Schreie, die von seinem Herzen drängten, hielt er zurück, daß es ihm beinahe die Brust zerriß.

Fünfeinhalb Jahre ...

Dahin ging er, woher er gekommen war. Langsam zuerst, mit wankenden Schritten. Aber mit einem Male kam die Furcht über ihn, daß seine Flucht bemerkt werden könnte, bevor er zurück wäre ... dann ging die Jagd auf ihn los ... und die Strafe für Lebensdauer.

Da rannte er, noch schneller, als er zuvor sehnsuchtsvoll geeilt war in die Heimat. Der Atem pfiff ihm durch die Lungen, in Strömen floß der Schweiß am ganzen Leib ... fünfeinhalb Jahre ... länger kann ich Weib und Kind nicht mehr ferne sein ... sonst ist mein Leben zu Grunde. — — —

Die Glocke ging schrill durch die Nacht. Aergerlich kleidete sich der alte Kerkermeister an und öffnete das Tor. Er fuhr zurück:

„Stiegler, du?" stieß er hervor. Die Laterne in seiner Hand schwankte gespenstisch auf und nieder.

Der andere lehnte keuchend an der Wand. Er sprach kein Wort.

Der Alte aber ahnte die Schwere der Nacht, die den Mann vor ihm gebrochen hatte. Er fuhr ihn barsch an: „Du warst nicht fort, hörst du! Ich hab' nichts gesehen. Jetzt hinauf, marsch!"

Franz Stiegler fühlte dumpf das Erbarmen des alten Mannes, und aus seinen leblosen Augen zuckte etwas auf wie ein stiller Dank.

Hinter ihm schloß sich das Tor.

Hugo Wiedebach-Woischützky

Zwei Morgenstücke

I.

Das Bett

Das wäre schließlich jedem recht: am Sonntag morgen die Finger der Sonne zu streicheln und zu küssen und sich von ihnen wie von den Händen einer lieben Frau kosen zu lassen. Wenn nur die Sonne immer an ihren Tag dächte und beizeiten die Wolken weggehen hieße. Da ist es schon besser, man hat eine kleine Sonne, eine Sonnele im Hause, das man nach Bedarf scheinen lassen kann; oder das von allein das Bedürfnis fühlt, zu scheinen und lieb zu sein. Ich habe so ein Sonnele im Hause. Und es ist eine lange Geschichte, wenn ich erzählen soll, wie so ein Sonntagmorgen in meinem ganz engen Hause, — —in meinem Bett verläuft.

Man muß einmal etwas anderes hören, von dem, was in dem Bett geschieht, als das, was die Menschen gemeinhin von ihrem Bett zu erzählen wissen. Krankheit und schlaflose Nächte, Geburt und Tod waren die Gäste und Freunde des Menschen — im Bett. Und dann war da vor dem Kriege eine vielbegehrte, wirklich reizende Sorte von Lustspielen, — wo kamen sie eigentlich her? —, in denen von Betten, Schlafzimmern mit seidenen Vorhängen und allerlei Elegantem die Rede war. Ihr alle — und ich, wir haben diese Bettsachen mit einem kleinen Unbehagen gehört. Aber wir haben sie gehört. Oder haben wir gelacht? Es gab solche Stücke, da stand das Bett schon mitten auf der Bühne, und ein lockiger Engel lag darin, der seine Fittiche über die schlimmetten Geschichten der anmutigen Handlung ausspannte. Damals

sagten wir zu dem merkwürdigen Sonderling, der die Nase verächtlich hob: Seien Sie doch nicht so prüde!

Aber ich irre mich, ich habe diese Bettsachen und Bettirrtümer auf meinen Reisen in Frankreich und in kleinen schmutzigen Theatern des dunkelsten Viertels von New York gesehen.

So will ich denn mein Bett am Sonntagmorgen zum Schauplatz erheben, und niemand soll lachen, und niemand soll sich daran ärgern. Mein Bett soll einfach mein Haus am Sonntagmorgen sein, und unser Sonnele und ich, wir spielen etwas zusammen, wie die große Sonne drüben über dem Wald, die schläfrig, mit frischen Tannennadeln geschmückt, ihrem blendenden Glitzerlager im See entsteigt.

Der Samstagabend hat sich die trübe Wochenarbeit mit Reiben und Schaben aus den schwieligen Händen gewaschen und hat sich dann still und mit einem schweren, zufriedenen Seufzer in die Federn gelegt. Und er weiß nichts mehr von sich, sobald er die Steppdecke bis an die Nase heraufgezogen und die Beine gestreckt hat.

Und dann hört das Nichtsein plötzlich wieder auf. Es hört so auf wie der Frost im Winter. Lange knirschten die Schritte auf Eissplittern und Schneekrusten, und dann mit einem Male nimmt die Erde den Fuß wieder weich und still auf, ohne Uebergang, ohne Brechen und Schreien und gewaltsames Rücken.

Zu den Ritzen der Läden herein fingert ein schwaches Licht; fahl und unsicher in das Dunkel über dem Bett. Und aus der Wand tropfen dünne, kleine Worte auf meinen Kopf: „Papa, Papa, ich komm rüber!"

Jetzt wird das Bett aus der Vergessenheitslade eine Szene. Das Sonnele geht auf am Sonntagmorgen. Denn nur am Sonntagmorgen kann ich die Morgenröte, die aus dem Kinderzimmer leuchtend hereintrippelt, mit Behagen und Dehnen genießen.

Jetzt muß ich weitschweifig werden. Denn nach dem Muster berühmter Reisender, die den Sonnenaufgang auf dem Himalaya genau beschreiben: — wie die Sonne erst den 8800 Meter hohen Gipfel mit Rotgold betupft, wie sie

dann den Forſcher zu deſſen großer Freude beleuchtet, und wie ſie dann endlich das geſamte Chineſenvolk beglückt, — ſo muß ich peinlich den Aufzug meines Sonneles mit ſpitzer Feder ſtricheln; ſonſt kann kein Menſch von meinem Sonntagmorgen im Bett einen Begriff bekommen.

Die Tür geht erſt nach einem Wortwechſel mit der Julie, dem Mädchen auf: „Nein, Lule, böſe Lule, ich allein aufmachen!“ Dann klinkt's und krabbelt's und keucht's vergeblich an der Klinke, und endlich ſchnappt das luſtige Metall, und der breite Strahl eines langen Nachthemdchens rollt herein: „Felirle hab ich auch mitdebracht; und der Elephant.“

Jetzt iſt das Sonnele im dunklen Schlafzimmer und ſteigt mit funkelnden Augen zur Mutter ins Bett. „Haſt nit Kopfweh, Pappele? Komm, Kuſſi geben!“ Dann ſchlupft das Sonnele zu mir unter die Decke, ruckelt ein paarmal mit dem kleinen dicken Muskel, den man bei den Eskimos nicht mit Namen nennen darf, und ſagt: „Schlaf mer noch biſſele.“ Das Kind liegt an meiner Herzſeite, gerade dort, wo mein ſcheues oft unruhiges Herz an den Rippen ſein Spiel treibt, in ſchlafloſen Nächten und bei zermürbender Arbeit. Aber heute iſt Sonntagmorgen, und ein warmer kleiner Körper liegt an meiner Haut, dicht hineingeſchmiegt. Da ſcheint es mir, als ob ſich aus meinem Leibe ein Blumenkelch öffne und große weiche Blätter zu der Wärme an meiner Seite hinſtrecke. Da glimmern ſeidige Fäden aus meiner Bruſt und zerfahren über die Augen und den Mund des Kindes unter meinem Arm. Sie hüllen es ganz ein und ziehen es ganz in mich hinein und hüllen mich ſelbſt um das geſunde Fleiſch.

Ich fühle mich als Mutter, ich, der Mann. Ich kann euch Frauen ſo in dieſer Zeit, wenn ich das Kind halte und fühle, nachgehen und meine Hände auf eure Gedanken und euer Sinnen legen und deutlich taſten und verſtehen, was es heißt: Mutter ſein. Ich weiß genau, daß dies nur leuchtende Sekunden ſind, die aus meiner Bruſt ſteigen, und in langen, fallenden Bogen in des Kindes Augen zerkniſtern. Aber ich weiß es doch, wenn auch nur auf kurze und ſtille Zeit. Ja, lacht nur, ihr Frauen, über den Mann, der wiſſen und gefühlt haben will, was nur eine Mutter weiß und wiſſen

kann. Soll ich's euch ſagen, was die kurzen Springfunken aus meinem Leibe über das Kind hin ſchnell und ſchwach beleuchtet haben? Sie ſahen das Körperlein nicht als fremd und anderes Fleiſch daliegen. Sie ſahen das eigene Blut herüberſchießen und durchſchimmern durch die dünnen Wände der blumigen Adern. Sie beſchienen matt einen ungeheueren Jubel über die runden Glieder und den feſten Bau des Kindes; nicht als Freude über etwas Blühendes und Geſundes, das Gott geſchaffen irgendwo. Ihr verſteht mich ſchon, ihr Mütter; ein Schimmern des Mutterjubels: Mein, mein, — nur mein! Aneinandergereihte Buchſtaben haben den Atem nicht, um das zu erklären. Dazu gehört das Luftholen eines Blitzfunkens; und ein Augenaufreißen. Glaubt ihr mir jetzt?

In den Fenſtern ranken ſich immer feſtere Bündel des Morgenlichtes von draußen. Und mein Sonnele rückt ſich plötzlich auf: „Haſt noch Kopfweh, Papa? Komm, Umſchlägele machen.“ Es macht gern Umſchläge, ſeit es letzthin Kopfweh hatte, und die größte Freude iſt es dem Kinde, wenn ich ihm ſage, ich habe Kopfweh. Es kann mir dann doch helfen! So lege ich mir die Freude zurecht. Denn an meinem Kopfweh wird es doch keine Freude haben? Oder ſollte am Ende der Umſchlag allein das Vergnügen bringen? Das Falten und ſorgfältig bedächtige Legen des Tuches, das ſich dann am Kopfe nie knüpfen läßt? Soll mir auch recht ſein. Es iſt ein Menſchlein, das am Tun ſeine Herzensfreude hat. Ein gutes Geſchick bewahre ſein Leben vor dem Gedanken allein. O, wieviel Menſchen kenne ich, die nicht tun können, die immer nur denken müſſen. Die haben als Kinder gewiß nie mühſam Tücher gelegt, gefaltet, zerrauft und unermüdlich immer wieder gefaltet, um ſie dann zum entſcheidenden Gebrauch, zum Binden, trotz allen Jammerns und Zeterns doch nicht fertig bringen zu können.

Dann kommt ein Aufblitzen von Nächſtenliebe: „Papa, mußt Felixle ein Kuſſi geben.“ Und ich küſſe laut ſchmatzend, — ſonſt wird ſtreng eine richtige Wiederholung verlangt, — den blonden Puppenjungen auf ſeine, trotz den ſpröden Eskimos ſage ich's, auf ſeine Sitzſeite. Sie allein iſt für andere küſſenswert an dem Hoffnungsjungen, glaubt das Kind, ob-

gleich es ſelbſt immer die kaum ſichtbare Naſe an dem Celluloidbengel bevorzugt. Warum? Die Mutter ſagt: dem Kind ſei es darum zu tun, den Erwachſenen mit ihrem großen Kußmund eine große Fläche an der Lieblingspuppe zu bieten; denn das Kind denke und vergleiche und abſtrahiere und ſchließe. So ſagen alle Mütter, und ich glaube daran. Schließlich iſt ja alles Celluloid an dem Puppenbuben, und mir kanns ja gleich ſein, wenns dem Kind Freude macht.

Und nun müſſen die Fenſterläden geöffnet werden, denn das Tageslicht pocht immer lauter an die knarrenden Sparren. Draußen über den Dächern rollt ein dicker Nebel ſeine plumpen Glieder. Wir brauchen die Sonne nicht. Wir haben die Sonne im warmen Bett und lachen mit ihr um die Wette, wie an den klarſten Sommertagen über dem See.

Gerade deswegen ſtehen wir noch lange nicht auf. Jetzt wird erſt mein Bett zu dem richtigen Sonntagmorgenfeſtplatz; zu der Bühne, auf der man das Morgenſtück gibt. Nur iſt unſer Anzug ſchon eher matinéemäßig als wie morgenſtückmäßig, immerhin aber den Umſtänden entſprechend. Und das ſollte für einen Anzug ſtets maßgebend ſein. Genug des Tiefſinns! Wir ſind auf dem Sonntagmorgen-Feſtplatz in ſonniger Kleidung damit beſchäftigt, Kukuſele zu machen. Was das iſt? Nun: Kukuſele. Ku—ku—ſele. Das zweite „ku" etwa in der Höhe des dreimal geſtrichenen C zu piepſen. Ich ſtecke meinen Kopf unter die Bettdecke, und das Kind fürchtet ſich und ſtrampelt raſch zur Mutter und das Kopfkiſſen. Es fürchtet ſich, weil ſich die Decke bewegt, und es nichts ſehen kann, was ſeinem Vater ähnlich ſieht. Dann komm ich pruſtend und aus vollem Halſe „Kukuſele" ſchreiend wieder aus meinem Verſteck heraus, und das Sonnele kreiſcht und lacht und ſtrampelt ſich raſch wieder zu dem Weſen, das die Formen des Vaters angenommen hat.

Das Mädchen ſchiebt die eben mit der Poſt gekommenen Briefe und Karten zum Türſpalt herein. Die ſind alle an das Kind. Alle Menſchen draußen denken an unſer Sonnele, und das Kind lieſt immer wieder: „Liebe Lieſelotte! — gelt Briefle von der Großmama?" Alle die kleinen blauen und weißen Papierfetzen ſind dem Kinde bunte Strahlen, die von

Menſchen, die es kennt und lieb hat, hereinfallen in unſer Sonntagmorgenbett.

Und dann ſtrecke ich meine Arme aus, ſoweit ich kann, und der Sommer und ein feines Regen von Blättern und Gras — und Süße und Glück ſinkt auf meine Handflächen: Und ich bin zufrieden und ruhig und ein klein wenig traurig.

II.

Anyhow.

Sein Rock ſtand mit zwei feſteingefalzten Falten von den Schulterblättern an nach unten zu ab.

Von hinten ſah er aus wie ein Lampenſchirm, und von ſeitwärts wie eine kunſtvolle Serviette, die den Teller des Herrn Bürgermeiſters von Krotomikç ziert — beim Feſteſſen im Bahnhofshotel zu Kaiſers Geburtstag.

Ueber ſeine Hoſe iſt nichts zu ſagen, als daß ſie über den Lackſchuhen die Neigung zeigte, ſich zu verbreitern... Die eingewebten weißlichen Streifen in dem dunklen Stoff verbreiterten ſich mit!!...

Zu all dem ſtand Hans Herbert Konſtantin, Redakteur des Handelsblattes vom Berliner Monitor, an einem kühlen Morgen am Lehrter Bahnhof und wartete auf ſie. Es war aber nicht ein gewöhnliches Warten auf ſie — wie etwa jeder Handlungsgehilfe gewartet hätte, zu irgendeiner Tages- oder Nachtzeit.

Es war ein Warten auf das Wiederſehen. Denn Agnes hatte es vor zwei Jahren gewagt — in einem plötzlichen Drang nach Würde — einer Aufforderung ihrer Tante in Chicago zu folgen.

„Unſre Zukunft liegt auf dem Waſſer," hatte ſie ihrem glücklichen Geliebten Hans Herbert geſagt... und war abgereiſt.

Er war deshalb ſo glücklich geweſen, weil durch den Bildungsdrang der kleinen Agnes der Weg immer fahrbarer wurde, der zur Hochzeit führen konnte. Hans Herbert war ein anlehnungsbedürftiger Menſch — auch um den Preis der Freiheit. Aber er hielt auf Gleichklang und Ebenmaß. Wie in

den Formen des äußeren Erscheinens, so auch im Klingen der Bildungsmünze. Und er als Redakteur, der gleichsam ein Hüter deutschen Geistes und deutscher Art war — wenn auch nur im Handelsteil des Monitors — hatte ein Recht dazu, Liebe und Bildungsstreben auf ein Konto zu setzen... denn das niedliche, fesche Wertheimmädel sagte damals auf die harmloseste Weise Mir statt Mich... und graziös auch umgekehrt.

Entsetzlich mühselig war ihm ja die Trennung geworden.

Wie die bekannte Zentnerschwere ruhte es oft in einsamen Nächten auf seinem Herzen.

Aber die neckischen Briefe der kleinen Agnes, die ihn ihrer Treue mit Blaustift unterstrichen versicherte, halfen ihm über die schwersten Stunden hinweg. Sie unterschrieb immer: Typewriter. Das machte sich prächtig. Und seine Redaktionskollegen beneideten ihn aufrichtig um das ferne Typewritter-sweetheart.

Die ganze Kraft, die Hans Herbert jetzt in Muskeln, Knochen und Hirn wuchs, verwandte er als modern, rationell und reinlich denkender Mensch zum Auf- und Ausbau seines äußeren Habitus. Er kultuvierte sich immer weiter hinauf. Denn er wußte, daß Amerika an Exterikultur der alten Mama weit überlegen ist. Und so trieb er Berliner Mode als Sport. Aber nie überschritt er die Grenze, die den geistig arbeitenden Menschen vom Dummkopfkleiderdandy trennt... Nein. Er war ein Künstler. Ein diskreter Künstler.

Und in diesem Unterbewußtsein und mit einem Viertelherzschlag über Normalzeit erwartete er den Hamburger Zug.

Sie war erster Klasse gefahren.

Und ein köstlicher Gummigeruch so wie er aus den großen doppelreifigen Autos weht — stieg ihm gleich mit dem Puderstaub beim langen Begrüßungskuß in die Nase.

„Halloo..., dear...!!! Wie ich mir freue...!!" Und sie nahm ihm den hellgrauen Filz ab und schaute ihm unter den Zwicker. Der prächtige Regen- und Staubmantel verbreitete fünf Meter im Umkreis seine Duftwolken... und Hans Herbert schaute an ihm herunter, schaute die tadellosen, mit sämisch Leder besetzten Knopfstiefelchen... schaute die kokette

Spange unter dem blonden Haar ... und die etwas — etwas nur — gerundeten Schulter der süßen Kleinen. Er schwamm, nein, er flog in einer Wolke von rosenrotem Liebestaumel. So hatte er sich sein Typewriter-sweetheart doch nicht vorgestellt. Und er überhörte gern das Mir. Glückstrahlend — wie es im Roman heißt — schob sie ihre weiße, schmale Hand mit dem Gummimantel unter die kräftige, gebräunte Rechte ihres Begleiters ... und der Schutzmann und die Leute auf dem Potsdamerplatz wandten sich lächelnd um nach dem liebreizenden Paare.

Sie hieß nicht mehr Agnes. Sie hieß Agy.

Er hieß nicht mehr Hans Herbert. Er hieß Hänsy. Und Herbert fehlte ganz.

Auch das Deutsche wollte nicht mehr recht gehen bei Agy. Sie konnte ihre Muttersprache schon noch reden, wenn sie — bei irgendwelchen koketten Meinungsverschiedenheiten — in leichte Wallung kam. Aber wenn fremde Leute dabei waren, dann stellte sie die Worte um, oder konnte sich absolut, garnicht, komischerweise, auf den deutschen Ausdruck von z. B. anyhow oder allright, oder yes, I will ... oder well, than ... besinnen.

All das berührte den Redakteur Hans Herbert äußerst sympathisch.

Wenn ihm auch ihr Deutsch-Amerikanisch von seinem ernsten Standpunkt aus betrachtet, oft merkwürdig einseitig fremdartig vorkam, so hatte es doch in Agys Munde den Vorzug, daß alle seine Kollegen sich rasend in das entzückende Girl verliebten — und den Hans Herbert Konstantin nach Kräften um sein blödes Glück beneideten.

„Als ich reiste ab vor zwei Jahren," meinte Agy unschuldsvoll, „hatte ich mehr drei Pfunds ... ich habe doch abgenommen over there ... anyhow ..."

Und dann glitten die Augen der Kollegen fieberhaft tastend an der tadellosen Linie Agys hinauf und hinab und rund herum ...

Aber Agy wußte, daß es Hans Herbert Ernst meinte. Auch das war eine amerikanische Errungenschaft: nämlich Männer, die es ernst meinen, unter allen Umständen warm zu stellen.

Denn nichts ist angenehmer, als verheiratet zu sein, nichts zu tun und Candy zu lutschen.

Sein Aussehen bei ihrer Rückkunft war ihr Garantie und Wegweiser.

Hans Herbert wurde immer entzückter.

Nur eines gefiel ihm nicht. Das was er im Duft des Puders und Gummimantels nicht gehört hatte. Das noch niemals vergessene Mir und Mich.

Wenn Agy in zarten Schäferstunden wieder zur kleinen Agnes wurde, dann perlten auch in lieblicher Verwechslung die reizendsten Mirs und Michs über ihre Rosenlippen.

Und wie es so geht im Lauf der gewöhnlich machenden Zeit: Es wurde immer bekannter, daß Hans Herbert und Agy bald ein Paar sein würden. Aus den Zärtlichkeiten im verborgenen wurden rückwirkend von der öffentlich stempelnden Oeffentlichkeit aus allmählich offizielle Vertraulichkeiten. Das amerikanische Band um Agys zartes Hirn löste sich leicht und gab den alten Kindergedanken Raum, aus der Zeit, da sie und er sich kennen lernten.

— — — —

Und so sickerte das Mir und das Mich langsam hinab zu den Kollegen Hans Herberts, die es aufsogen wie frische Löschpapierrollen. Es glänzte an ihnen sichtbar, deutlich... für jedermann verständlich. „Hans Herberts Braut... na ja... niedliches Dings... Amerika gewesen. Aber scheint... mit der Kinderstube hapert's..."

Zunächst ignorierte der Redakteur und Hüter deutschen Wesens die vornehmen Mienen der Kollegen.

Dann bemerkte er sie.

Was zur Folge hatte, daß die Kollegen an Hans Herbert eine gewisse Unkollegialität feststellten, die sie zur Vorsicht mahnte. Was weiter bewirkte, daß sich Hans Herbert für zu gut hielt, um mit Böotiern zu verkehren.

Und in den Kreisen seiner Kollegen hieß es: Er ist doch ein anständiger Kerl. Er hält dem Mädel sein Wort... Nur gut, daß er gemerkt hat, w i e unmöglich er für uns ist...

Hans Herbert hatte versucht, Agy noch einmal, das letzte Mal, den Unterschied zwischen dem deutschen Akkusativ und

Dativ, dem Wenfall und dem Wemfall klar zu machen... „Ich verſteh Dir nich, Hänſy..." Hatte ſie gemeint „...wegen Dir bin ich übers Waſſer gegondelt... anyhow... and now willſte mir wohl los ſein?!! Well... ſollſte haben!!"

Das war für den Handelsredakteur zuviel geweſen.

Er hatte die Hand gehoben und zugeſchlagen.

Aber nicht auf Agys Pfirſichwange... Wo anders hin...

Wie eine Klapperſchlange aus Colorado war ſie herumgefahren.

Und da ſtanden ihr die Tränen ſchon in den Augen.

„No... dear! Hätteſt Du das in Amerika getan... anyhow...!"

Sie konnte vor Schluchzen nur noch „Sing-Sing" ſagen. Und dann war ſie gegangen.

Hans Herbert ſchlug im Konverſationslexikon nach und fand Sing-Sing = größtes Zuchthaus des Staates New York am Hudſon. Da brach er völlig zuſammen.

Und die ſteile Falte an den Schulterblättern, die Glockenhoſen, die Berlinerkultur... alles fing an, an ihm zu ſchlottern. Nur das Mitgefühl der Kollegen, die ihn ängſtlich standesbewußt mieden, hielt ihn noch einigermaßen aufrecht.

Sie ſchoben ſein Ausſehen auf die Wirkung ihrer korrekten Haltung.

*

Aber Agy war american girl geworden. Oder war es, daß ihr der Beweis ſeiner kräftigen Männlichkeit in dem impulſiven Schlage doch gefallen hatte... oder ihr wehmütige Erinnerungen aus ihrer deutſchen Kindheit wachgerufen hatte?

Sie bot ihm wieder ihre mit Lotus salve and Enamel hochglanzpolierten Fingerſpitzen... Und er konnte dieſer Kultur nicht widerſtehen.

Sie heirateten.

Er lernte engliſch und ließ Einladungskarten drucken: Mr. and Mrs. Hans Herbert Konſtantin.

Dann richteten ſie einen engliſchen Abendunterhaltungszirkel ein unter dem Namen: New Amerika.

Viele nette Leute kamen, die ſehr gut allright und yes

ſagen konnten. Auch ein Niggerborer, der fließend Pidgin-English ſprach, kam des Oefteren und rollte ſeine Augen über Hans Herbert hinweg nach Agy.

Agy kaute Gummi. Und wenn ihr Gemahl nicht einen furchtbar großen hohlen Zahn gehabt hätte, in dem ihm immer der Gummipfropf kleben blieb, dann hätte er auch gekaut.

So kauten nun die Mitglieder des Zirkels den Gummi, den Agy von ihrer Tante in Chicago kommen ließ.

Hans Herbert hatte nicht mehr die ſteifgefalzten Falten am Rücken... Er hatte runde, ſehr runde Athletenſchultern, breite, ſcharfzugebügelte Indianerhoſen, und trug keinen Hauch von Bart mehr.

Sein Zirkel war von den Kollegen ſehr beſucht.

Und jedesmal, wenn ſie heimgingen, ſandten ſie einander tiefbefriedigte Blicke zu: „Famoſer Kerl... dieſer Hans Herbert..., hat Stil... Und ein Engliſch ſpricht ſeine Frau! Wirklich ſmartes Weib... anyhow!!"

Inhalt und biographiſche Ueberſicht

Seite

Berner Karl, Zwei Käuze 9

geb. 26. Januar 1863 in Kandern (Baden), wohnt in Freiburg i. Br. In Buchform erſchienen: Récréations instructives; Reigen der Jahre (Gedichte); Aus Sturm und Stille (Kriegsdichtungen)

Bittrich Max, Der Ausflug 23

geb. 17. Juni 1867 in Forſt i. d. Lauſitz, wohnt ſeit Jahren in Freiburg i. Br. In Buchform erſchienen: Spreewaldgeſchichten; Kämpfer (Roman aus der neuen Völkerwanderung); der Schwarzwald (Velhagens Volksbücher); Hagenbachs Ende (Drama)

von Bodman Emanuel, Der Pfarrer von Bernrain 33

geb. 23. Januar 1874 in Friedrichshafen am Bodenſee, lebte lang in Konſtanz, jetzt in Tägerwilen bei Konſtanz. In Buchform erſchienen: Gedichte: Erde; Neue Lieder; Der Wanderer und der Weg. Dramen: Die Krone; Donatello; Der Fremdling von Murten; Die heimliche Krone. Novellen: Erwachen; Das hohe Seil

Ehinger Otto, Ein Rieſe 42

geb. 2. Juli 1882 in Meersburg a. See, lebt z. Zt. daſelbſt. In Buchform erſchienen: Die ſozialen Ausbeutungsſyſteme

Frommel Otto, Die blaue Blume 48

geb. 1871 in Heidelberg, lebt daſelbſt. In Buchform erſchienen: Wandern und Weilen, Gedichte; Flutwellen, Neue Gedichte; Im farbigen Reigen, Gedichte; Novellen und Märchen; Theobald Hüglin, Roman aus Schwaben; Mannelin, das Schattenſpiel einer Jugend, Erzählung; Der ſtille Chriſt und die Seele, ein Zwiegeſpräch; Neuere deutſche Dichter in ihrer religiöſen Stellung; Die Poeſie des Evangeliums Jeſu; Das Religiöſe in der modernen Lyrik; Vom inwendigen Leben, Predigten; Franz Thaemie, ein Beitrag zur Theorie und Geſchichte der Predigt; Vom Reich der Kraft, 5 Predigten

Seite

Hesselbacher Karl, Das tapfere Schneiderlein von St. Georgen 56

geb. 29. Mai 1871 in Mückenloch, lebt in Karlsruhe. In Buchform erschienen: Aus der Dorfkirche, 3 Bände Predigten; Glockenschläge aus meiner Dorfkirche; Die Seelsorge auf dem Dorfe; Silhouetten neuer badischer Dichter; Mit güldner Waffe, Erzählung; Unsere Dorfheimat — unser Stolz, 3 Vorträge; Vom Vaterland der Treue, Erzählungen

Hirtler Franz, Martin Moser 63

geb. am 17. April 1885 in Freiburg i. B., lebt in Altsimonswald i. B.

Hoerth Otto, Der Ausflug ins Gebirge 73

geb. 3. Juni 1879 in Mannheim, lebt in Freiburg i. B. In Buchform erschienen: Das Abendmahl des Leonardo da Vinci (kunstgeschichtl. Monographie); Gedichte; Heimat, für die wir kämpfen

Joho Karl, Die Enttäuschungen des Skifahrers Quintus Federlein 82

geb. 12. Oktober 1875 in Bruchsal, lebt in Karlsruhe

Koerber Paul, Die ansteckend' Krankheit 92

geb. 20. Januar 1876 in Bonndorf i. B., lebte lang in Baden, jetzt in Elberfeld. In Buchform erschienen: Jägersleut, Schwarzwälder Volksstück; Der Herrenbur, Schwarzwälder Volksstück; Mutter Agnes, sozialer Einakter; Alles durch Liebe, Volksstück; Sein Sohn, Volksstück; Der treue Knecht, Erzählung; Fürs G'müet, Alemannische Gedichte

Kromer Heinrich E., Narrheit um Narrheit . . . 99

geb. 26. September 1869 in Riedern a. Wald (bei Uhlingen in Baden), lebt in München. Werke: Plastiken im Albertinum zu Dresden und im Privatbesitz; Graphik (Holzschnitte, Radierungen usw.) in bad. und rheinischen Sammlungen; Gedichte und Novellen; Arnold Lohrs Zigeunerfahrt, Roman; Gustav Hänsling, Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers

Rüttenauer Benno, Legende 106

geb. 2. Februar 1855 in Wittstadt i. B., lebt in München. In Buchform erschienen: Siebenschön, Märchen; Sommerfarben, Novellen; Der kleine Bolland, Legenden; Unmod. Gesch.; Zeitiges und Streitiges, Essay; Heilige, Novellen; Zwei Rassen, Roman; Maler-Poeten, Essay; Walpurgis-

nächte, Roman; Symboliſche Kunſt, Eſſay; Studienfahrten; Lariſſa, Roman; Der Kampf um den Stil, Eſſay; Jeſus Chriſtus als ſittliches Ideal, Eſſay; Tagebuch einer Dame, Roman; Weltgeſchichte in Hinterwinkel, Roman; Prinzeſſin Jungfrau, Roman; Der Kardinal, Roman; Graf Roger Rabutin, Roman; Die Enkelin der Liſelotte, Roman; Alexander Schmälzle, Roman; Tankred, Roman. Überſetzungen: Aphorismen aus Stendhal, I., II; Balzac, Contes drolatiques; Memoiren des Herzogs v. Lauzun; Memoiren des Kardinals von Retz

Schede Kurt, Das Gletſcherlicht 109

geb. 28. Oktober 1870 in Schwetzingen i. B., lebt in Straßburg. In Buchform erſchien: Schatten, Novellen

Straub Harriet, Der ſchwarze Panther 115

geb. 20. Januar 1872 in Emmendingen i. B., lebt (als Gattin Fritz Mauthners) in Meersburg a. Bodenſee. In Buchform erſchienen: Ruppertsweiler Leut' (Schwarzwalderzählungen); Zerriſſene Briefe

Sutter Otto Ernſt, Das Jungferngärtlein 120

geb. 2. Juli 1884 in Freiburg i. Br., lebt in Frankfurt a. M. In Buchform erſchienen: Der Mausmatthis, Geſchichten

Villinger Hermine, Der Frühling iſch do 125

geb. 6. Februar 1849 in Freiburg i. Br., lebt in Karlsruhe. In Buchform erſchienen: Eine ſtattliche Anzahl Romane und Erzählungen im Verlag von Bonz & Co., Stuttgart

Weick Hermann, Die Heimkehr 133

geb. 30. Dezember 1887 in Grötzingen bei Karlsruhe. Lebt in Karlsruhe.

Wiedebach-Woiſchützky Hugo, Zwei Morgenſtücke . 140

geb. 13. Januar 1888 in Beitzſch (Mark Brandenburg), lebt ſeit 1900 in Baden, wohnt in Singen a. H. In Buchform erſchienen: Liſelotte lacht, Skizzen.

Bücher badischer Dichter aus dem Verlag Reuß & Itta, Konstanz a. B., der Verlagskataloge kostenlos versendet.

Paul Körber, Der treue Knecht

Eine Schwarzwald Erzählung. Preis kart. Mk. 2.—.

Dr. Otto Hoerth:

Paul Körber ist ein Dichter. Wer so erzählt, wie er, und wer mit dieser reinen, erbarmenden Liebe erzählt, ist der Besten einer. Möchte der „Treue Knecht" diese Erkenntnis doch in recht vielen befestigen. Von seiner Kunst geht der Segen derer aus, auf die das Schriftwort paßt: Selig, die reinen Herzens sind!

Paul Körber, Fürs Gmüet (Alemannische Gedichte)

Illustriert von F. X. Fueßer. Preis kart. Mk. 1.50.

Professor Fritz Ludin-Freiburg an Paul Körber:

„Haben Sie herzlichen Dank für den frischen, reinen Genuß, den mir Ihre Gedichte bei mehrmaligem Lesen jeweils bereitet haben. Sie sind tauduftige Blumen, wie man sie nur in hoher, menschenferner Berghöhe findet. Und aus ihren Tauperlen blicken zwei überaus milde, treue, tiefe Menschenaugen! Herzlichen Dank, und ich freue mich noch mehr, wenn ich Ihre Bücher gedruckt lesen kann . . ."

Hermann Burte, der Verfasser des „Wiltfeber" schreibt an Paul Körber:

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine außerordentliche Freude feststelle, die ich bei der Lektüre Ihrer Gedichte erfuhr. Sie sind ein wahrer Dichter; das Gefühl ist echt und ungewöhnlich; die Sprache originell, die Reime geistreich und schlagend. Manchmal sind die Bilder prachtvoll gesehen; ich habe mit Genuß die Blätter dreimal gelesen. Im Gegensatz zu den Verfertigern von gereimten Anekdoten suchen Sie Ihre Vorwürfe mit Recht in den seelischen Konflikten. Ich gestatte mir, Sie zu Ihren Gedichten aufs herzlichste zu beglückwünschen."

Das Alemannenbuch 1914

Preis (mit vielen Bildbeigaben) Mk. 1.50.

Dieses Buch veranschaulicht Wesen und Art des alemanischen Schrifttums und der bildenden Kunst. Es leitet eine Folge von Bänden ein, die Fritz Ludin im Auftrage der freien Kunstvereinigung-Freiburg herausgibt.

In den Zeitbüchern erschienen folgende badische Autoren:

Bd. 25 Otto Hoerth, Heimat, für die wir kämpfen

Bd. 28 A. Sexauer, 6 Feldpredigten v. einem Laien

Bd. 33 Anton Fendrich, Wanderungen

Bd. 38 H. Wiedebach-Woischützky, Lieselotte lacht

Bd. 58 Kurt Schede, Schatten (Novellen)

In Vorbereitung unter anderem:

Bd. 69 Otto Ernst Sutter, Der Mausmatthis

Die Zeitbücher eignen sich ihres Formates und Gewichtes wegen, wie kaum eine andere Bücherreihe, zum Beilegen in Briefe und für die Tasche. Auch als Reisegruß, als Ersatz für geschmacklose Ansichtskarten, möchten die Büchlein verwendet werden. Die Zeitbücher vermeiden die uniformierte, gleichmäßige Aufmachung. Jeder Band erscheint in einem eigens entworfenen künstlerischen Einband. Zu den Mitarbeitern gehören die besten und bekanntesten Namen.

Jeder Band (in gezeichnetem Originaleinband) **50 Pfg.**

Die „Zeitbücher"

herausgegeben von Walter Jerven

Bis jetzt erschienen:

Bd.	1	Wilhelm Schussen, Im großen Jahr. Erzählungen	3. Tauf.
Bd.	2	Kurt Münzer, Der jüngste Tag. Kriegsnovellen	3. „
Bd.	3	1870/71. Lieder und Gedichte Herausg. von W. Jerven	6. „
Bd.	4	Richard Sexau, Siegesopfer. Kriegsnovellen	3. „
Bd.	5	Richard Rieß, Krank am Kriege. Kriegsnovellen	3. „
Bd.	6	Heldinnen. Erzählungen zu Ehren der Frauen	9. „
Bd.	7	Peter Scher, Kampf und Lachen. Gloſſen	5. „
Bd.	8	Leonhard Adelt, Der Ozeanflug. Novelle	3. „
Bd.	9	Jul. Bab, Preußen und der deutſche Geiſt	3. „
Bd.	10	Theodor Heuß, Schwaben und der deutſche Geiſt	5. „
Bd.	11	Willi Handl, Oeſterreich und der deutſche Geiſt	3. „
Bd.	12	Ludwig Finckh, Seekönig. Erzählungen	10. „
Bd.	13	H. Lhotzky, Vom Erleben des Glücks	8. „
Bd.	14	Kurt Münzer, Der Wert des Lebens. Aufſätze	3. „
Bd.	15	Wilh. v. Scholz, Fähnrich von Braunau. Novellen	5. „
Bd.	16	Carl Buſſe, Ueber Zeit und Dichtung. Lit. Aufſätze	3. „
Bd.	17	R. Presber, Der Weg zum Ruhm. Satiren	3. „
Bd.	18	Fritz Mauthner, Vom armen Franiſchko. Erzählung	5. „
Bd.	19	W. v. Molo, Deutſchland und Oeſterreich	3. „
Bd.	20	Alte Kalendergeſchichten. Herausg. v. W. Jerven	15. „
Bd.	21	Leo Heller, Gott erhalte ... Gedichte	5. „
Bd.	22	Alfred Huggenberger, Der Hofbauer. Erzählung	5. „
Bd.	23	W. Schuſſen, Der geadelte Steinſchleifer. Erzählungen	3. „
Bd.	24	Hermann Heſſe, Am Weg. Erzählungen	10. „
Bd.	25	Otto Hörth, Heimat, für die wir kämpfen	3. „
Bd.	26	R. Rieß, Der trockene Fiſch. Luſtige Geſchichten	5. „
Bd.	27	Heinrich Schäff, Im Zeichen der Stunde	3. „
Bd.	28	A. Sexauer, 6 Feldpredigten von einem Laien	3. „
Bd.	29	Ausſaat! Proſa und Verſe einer neuen Jugend mit Beiträgen von René Schickele, Hans Franck, A. Holitſcher, Fr. W. Foerſter uſw.	3. „
Bd.	30	Müller-Guttenbrunn, Oeſterreichs Beſchwerdebuch	3. „
Bd.	31	Hans Watzlik, Von deutſch-böhmiſcher Erde. Erzähl.	3. „
Bd.	32	K. Münzer, Seelchen. Erzählungen aus Kinderland	3. „
Bd.	33	A. Fendrich, Wanderungen. Soziale Betrachtungen	3. „

Bd. 34	Cl. Brentano, Fanferlieschen Schönefüßchen I	5.	Tauſ'
Bd. 35	Cl. Brentano, Fanferlieschen Schönefüßchen II Beide Bände illuſtriert von Kaſia von Szadurska	5.	„
Bd. 36	Fritz Mauthner, Der ſteinerne Rieſe. Erzählung	3.	„
Bd. 37	Curt Moreck, Der Gaſt. Drei Novellen	3.	„
Bd. 38	H. Wiedebach-Woiſchützky, Lieſelotte lacht	3.	„
Bd. 39	Peter Scher, Das Friedensſanatorium. Gloſſen	10.	„
Bd. 40	Ludwig Finckh, Graspfeifer. Erzählungen	5.	„
Bd. 41	Die Bergſchmiede — Novellen ſchleſiſcher Dichter Mit Beiträgen von Paul Keller, Hermann Stehr, Paul Barſch u. a.	4.	„
Bd. 42	Paul Enderling, Zwölf Geſchichten	4.	„
Bd. 43	Arthur Schubart, Tiere und Menſchen. Skizzen	3.	„
Bd. 44	Ungariſche Erzählungen, Band I, mit Beiträgen von Franz Molnar, Ernſt Szep u. a.	4.	„
Bd. 45	Oskar Walzel, Zukunftsaufgaben deutſcher Kultur	5.	„
Bd. 46	Franz Karl Ginzkey, Lieder	3.	„
Bd. 47	W. von Scholz, Die Unwirklichen. Novellen	3.	„
Bd. 48	Leo Heller, Das ſchwarzgelbe Buch. Gedichte	3.	„
Bd. 49	H. Falkenfeld, Die Muſik der Schlachten. Aufſätze	4.	„
Bd. 50	Karl Stieler, Ein Winter-Idyll	5.	„
Bd. 51	Münchner Bilderbogen mit Beiträgen von A. de Nora, F. Freksa, Karl Ettlinger. Herausg. v. R. Rieß.	5.	„
Bd. 52	Hans Franck, Glockenfranzl I. Märchennovelle	5.	„
Bd. 53	Hans Franck, Glockenfranzl II. Märchennovelle	5.	„
Bd. 54	A. Müller-Guttenbrunn, Wiener Hiſtorien	3.	„
Bd. 55	Heinrich Schäff, Eine Balkanfahrt I.	3.	„
Bd. 56	Heinrich Schäff, Eine Balkanfahrt II.	3.	„
Bd. 57	A. v. Scanzoni, Von Jagd und Jägern	3.	„
Bd. 58	Kurt Schede, Schatten. Skizzen	4.	„
Bd. 59	Karl Eſcher, Die Halbſtarken. Skizzen	4.	„
Bd. 60	W. Jerven, Der alten Kalendergeſchichten Zweiter Teil	10.	„

Die Sammlung wird fortgeſetzt!

Band 61—70 in Vorbereitung

Jeder Band (in gezeichnetem Originaleinband) **50 Pf.**

Rheinborn-Bücher

herausgegeben von Walter Jerven

Bis jetzt erschienen:

Bd. 1 Paul Ilg, Sonntagsliebe. Novellen

Bd. 2 Alfons Petzold, Sil, der Wanderer. Novellen

Bd. 3 Auguste Supper, Gottfried Fabers Weg. Erzählungen.

Bd. 4 Fritz Mauthner, Die böhmische Handschrift Erzählung

Bd. 5 Karl Stieler, Das Fingerhackeln. Eine von Walter Jerven getroffene Auswahl aus der Prosa dieses bayrischen Dichters.

Bd. 6 Das Badische Buch. Herausgegeben von Walter Jerven Erzählungen heimischer Dichter.

Weitere Bände erscheinen bald.

Die mehrfarbigen Einbände sind von nahmhaften Künstlern Entworfen.

Jeder Band gebunden Mk. 1.50

Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz a. B.

Ein einzigartiges Buch ist:

DER SEE

Ein Jahrtausend Dichtung vom Bodensee
herausgegeben von Wilhelm v. Scholz.

Antiquiert ausgestattet. Großoktavformat in
Halbpergament Mark 5.—.

Frankfurter Zeitung:

Erhebende, mächtige Auferstehung läßt der Dichter Wilhelm von Scholz geschehen. Die Poeten eines ganzen Jahrtausend beschwört er in seinem Sammelbuche: Der See. Das ist keine skrupellos zusammengewürfelte Anthologie. Die Dichter, welche da mit dem harten Band von zehn Jahrhunderten zusammengespannt werden, sind geeint durch einen zwingenden Sinn: den Rhythmus der Landschaft. Sie alle, von den Mönchen bis zu den Unseren, spiegeln in ihren Dichtungen den ewig wirkenden, unhemmbaren Eindruck, den der sagenhafte See ihnen aufgezwungen. Mögen sie nun ihr ganzes Leben hindurch oder nur eine zögernde Weile am Bodensee ihr Heim gehabt haben, mögen sie zeitlich durch Jahrhunderte getrennt sein, mögen sie den See selbst oder seine Sagen und Historien gar von ferne besingen: alle bindet immer die innige, einzige Liebe zu diesem herrlichen Stück deutschen Landes an südlicher Grenze.

Der in seinen eigenen Werken vom Heimatlichen stets stark beeindruckte Dichter und zugleich Herausgeber des Buches wählte bei diesem Werk, das überdies einen gewaltigen Ausschnitt deutscher Kulturgeschichte gibt, die historische (statt der örtlichen) Anordnung. Und diese zeitliche von Jahrhundert zu Jahrhundert schreitende Führung erweist sich als klärender Leiter durch diese umfassende Heimat-Literatur.

Alle großen Tageblätter u. Zeitschriften befaßten sich lobend mit dem Buche

W. von Scholz, Sommertage

Skizzen, Bilder, Schilderungen vom Bodensee

mit 8 photografischen Aufnahmen vom Verfasser.
Geheftet Mk. 150, gebunden Mk. 2.50.

Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz a. B.

Das Bodenseebuch 1917

(Vierter Jahrgang)

Ein Buch für Land und Leute.

Preis 200 Seiten stark (mit zahlreichen Bildern) Mk. 2.—.

Das Bodenseebuch ist zunächst aus der Absicht entstanden, einem nicht unwichtigen Alltagsding die rechte Beleuchtung zu verschaffen, nämlich dem Kalender. Es will gegenüber den literarischen Almanachen seinen Lesern echte Volkskunst in zugänglichster Form vermitteln und eben ein Volksbuch im besten Sinne sein. So haben die Herausgeber Walter Jerven und E. Gradmann in diesem Buche alle nahmhaften Dichter, Schriftsteller und Maler der Seegegend vereinigt. Auch Abhandlungen, die sich mit Dingen des Bodensees und seiner Landschaft befassen, sind aus weiteren Kreisen zugelassen. Es existiert kaum ein ähnliches Jahrbuch in Deutschland, das für einen lächerlich geringen Preis soviel der besten Namen vereinigt, die fast immer mit Originalbeiträgen vertreten sind. Es seien genannt: Leonh. Adelt, Emanuel von Bodman, Ludwig Finckh, Hermann Hesse, Fritz Mauthner, Kurt Münzer, Wilhelm Schussen, Alfred Huggenberger, Paul Ilg, Heinrich E. Kromer, Wilh. von Scholz, Harriet Straub, Adolf Koelsch, Victor Hardung, Heinr. Lhotzky, Emil Strauß, Dr. Owlglaß, E. A. Greven, A. Castell, A. Fendrich, H. H. Ehrler, Ed. Heyk, O. von Greyerz u. v. a. Natürlich sind auch Stücke älterer Namen in jedem Jahrgang zu finden.

Mit Bildbeilagen und Illustrationen sind u. a. vertreten: E. Württenberger, Peter Halm, E. Feigerl, Kasia v. Szadurska, Karl Einhart, J. Th. Meyer-Basel, Rud. Sieck, W. Hummel, P. Matthes, Franziska Hübsch, Rud. Blümel u. v. a.

Princeton University Library
32101 066393263

This Book is Due

P.U.L. Form 2

Princeton University Library
32101 066393263

This Book is Due

P.U.L. Form 2

Princeton University Library
32101 066393263

This Book is Due

P.U.L. Form 2

Princeton University Library
32101 066393263

Princeton University Library
32101 066393263